



# Leseprobe

Fredrik Backman  
**Die Gewinner**  
Roman

---

»Das Lesen ist bei dem einfühlsamen Autor wie immer ein Vergnügen.«  
*Westfalen-Blatt über "Die Gewinner"*

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



---

Seiten: 960

Erscheinungstermin: 18. Januar 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Björnstadt ist eine kleine Stadt mitten im Nichts. Das Leben ist rau und einsam, die Menschen eint nur der gemeinsame Kampf gegen »die dort draußen« und ihre Leidenschaft für den Eishockeyclub. Zumindest bis zu jener katastrophalen Nacht vor zwei Jahren. Seitdem geht ein tiefer Riss durch die Gemeinschaft. Nun finden sich alle noch einmal zum großen Finale zusammen. Und während über dem Wald rund um das Städtchen ein gewaltiger Sturm aufzieht, müssen die Menschen sich fragen, was sie zu opfern bereit sind für ihre Stadt und ihre Familien. Denn Björnstadts Zukunft hängt an einem seidenen Faden ...



### Autor

## Fredrik Backman

---

Fredrik Backman ist mit über 20 Millionen verkauften Büchern einer der erfolgreichsten Schriftsteller Schwedens. Sein erster Roman »Ein Mann namens Ove« wurde zu einem internationalen Phänomen; die Verfilmung mit Rolf Lassgård war für zwei Oscars nominiert, es gibt zudem ein Remake mit Tom Hanks. Auch Fredrik Backmans folgende Romane eroberten die obersten Ränge der Bestsellerlisten in Deutschland, Schweden, den USA und vielen anderen Ländern. Sein Werk wurde bisher in 46 Sprachen übersetzt und zu großen Teilen verfilmt. Der Autor lebt mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in Solna bei Stockholm.

Fredrik Backman  
**Die Gewinner**



Fredrik Backman

# Die Gewinner

Roman

*Aus dem Schwedischen  
von Antje Rieck-Blankenburg*

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel  
»Vinnarna« bei Bokförlaget Forum, Stockholm.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns  
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand  
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Januar 2023

Copyright © der Originalausgabe 2021 by Fredrik Backman

Copyright © dieser Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Published by agreement with Salomonsson Agency

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

nach einer Idee von Simon&Schuster

Umschlagmotiv: plainpicture/DEEPOL/Adam Woodworth; shutterstock/

SURAWITCH SAWATHANON; Adobe Stock/maciej telka/EyeEm

Th · Herstellung: ast

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-31585-7

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Für alle, die zu viel reden und zu laut johlen,  
die zu oft weinen und etwas in ihrem Leben  
mehr lieben, als sie sollten.

## **Kapitel 1**

### **Märchen**

Alle, die Benjamin Ovich kannten, insbesondere wir, die wir ihn gut genug kannten, um ihn Benji zu nennen, wussten tief in unserem Inneren, dass es mit ihm niemals ein glückliches Ende nehmen würde.

Wir hofften es natürlich trotzdem. Gütiger Gott, wie sehr wir es hofften. Naive Träume sind die letzte Verteidigungslinie der Liebe, deshalb reden wir uns auch immer ein, dass gerade diejenigen, die wir lieben, nicht auf tragische Weise enden werden und unsere eigenen Leute diesem Schicksal entgehen mögen. Ihnen zuliebe träumen wir vom ewigen Leben, wünschen uns Superkräfte und versuchen, Zeitmaschinen zu bauen. Wir hoffen, großer Gott, wie sehr wir hoffen.

In Wahrheit enden Märchen über Jungen wie Benji jedoch kaum je damit, dass sie alte Männer werden. Ihnen sind keine langen Lebensgeschichten vergönnt, und sie sterben auch nicht friedlich im Altersheim, den Kopf auf weiche Kissen gebettet.

Jungen wie Benji sterben jung. Und sie sterben gewaltsam.

## Kapitel 2

### Stürme

»Keep it simple.« Das ist ein gewöhnlicher Ratschlag sowohl beim Eishockey als auch sonst im Leben. Mach die Dinge nicht komplizierter, als sie sein müssen, denk nicht zu viel nach, am besten gar nicht. Dieser Rat dürfte vielleicht sogar auch für Geschichten wie diese gelten. Eigentlich müsste sie schnell erzählt sein, denn sie beginnt jetzt und endet in weniger als zwei Wochen, und was sollte innerhalb dieser Zeitspanne in zwei Eishockeystädten schon passieren? Vermutlich nicht gerade viel.

Einfach nur alles.

Das Problem beim Eishockey wie auch sonst im Leben ist nämlich, dass die unkomplizierten Momente eher selten sind. Alle anderen sind ein Kampf. Diese Geschichte beginnt eigentlich gar nicht heute, sondern sie hat schon vor zwei Jahren begonnen, als Maya Andersson von zu Hause wegzog. Sie verließ Björnstadt in südlicher Richtung über die Nachbarstadt Hed. Die beiden Kleinstädte im Wald liegen so dicht beieinander, aber so weit von allen anderen entfernt, dass es ihr vorkam, als emigriere sie. Eines Tages wird Maya davon singen, dass Menschen, die so nahe der Wildnis aufwachsen, diese wahrscheinlich auch in ihrem Inneren spüren,

was sich sowohl als Übertreibung als auch als Untertreibung herausstellen wird, denn fast alles, was über uns gesagt wird, ist entweder übertrieben oder untertrieben. Aber wenn du zu Besuch hierherkommen und dich zufällig in die Kneipe »Zum Bärenpelz« verirren solltest und du keine Ohrfeige verpasst kriegst, weil du dumm genug bist, die dortige Wirtin Ramona nach ihrem Alter zu fragen oder um eine verfluchte Zitronenscheibe in deinem Drink zu bitten, erklärt sie dir vielleicht etwas Wichtiges: »Hier im Wald sind die Leute abhängiger voneinander als in den Großstädten. Hier sind die Leute miteinander verbunden, ob sie wollen oder nicht, und zwar so fest, dass, wenn sich ein Idiot zu heftig im Schlaf herumwälzt, einem anderen Idioten am anderen Ende des Ortes das Nachthemd vom Leib rutscht.«

Willst du diesen Ort verstehen? Dann musst du die Verbindungen seiner Bewohner untereinander verstehen und wie alles und alle durch unsichtbare Fäden aus Beziehungen, Loyalität und Schuld miteinander verknüpft sind: die Eishalle und die Fabrik, die Eishockeymannschaft und die Politiker, die Tabellenplatzierungen und das Geld, der Sport und die Arbeitsplätze, die Jugendfreunde und die Mannschaftskameraden, die Nachbarn sowie die Arbeitskollegen und die einzelnen Familien. All das hat uns dazu veranlasst, zusammenzuhalten, um hier draußen zu überleben, aber es hat uns auch dazu verleitet, schreckliche Verbrechen aneinander zu begehen. Ramona wird dir nicht alles erzählen, niemand wird das tun, aber willst du es trotzdem verstehen? Wirklich verstehen? Dann musst du wissen, was uns in diese Situation gebracht hat.

Im Winter vor zweieinhalb Jahren wurde Maya auf einer Party von Kevin Erdahl vergewaltigt, dem besten Eishockey-

spieler, den man bis dahin je in dieser Gegend gesehen hatte. Heute spricht natürlich niemand mehr das Wort »Vergewaltigung« aus, man sagt stattdessen Dinge wie »der Skandal« oder »das, was passiert ist« oder einfach »na ja ... du weißt schon«. Alle schämen sich, aber keiner kann vergessen. Die Verkettung der Ereignisse, die auf dieser Party ihren Anfang nahmen, führte letztlich dazu, dass politische Entscheidungen getroffen und Gelder von einer Stadt in eine andere verschoben wurden. Dies wiederum zog einen von schlimmem Verrat geprägten Frühling und Sommer nach sich, dem ein Herbst voller Hass und ein Winter der Gewalt folgten. Es begann mit einer Schlägerei in der Eishalle und endete fast mit Straßenkämpfen. Die Männer in den schwarzen Jacken, von der Polizei als »Hooligans« bezeichnet, von allen in Björnstadt aber nur die »Truppe« genannt, attackierten ihre Feinde drüben in Hed, und die Männer aus Hed konterten, indem sie die Kneipe »Zum Bärenpelz« in Brand steckten. Während des nachfolgenden Rachefeldzugs verlor die Truppe einen jungen Mann, Vidar, der von allen über alles geliebt wurde, bei einem Autounfall. Dieser Unfall bildete den Höhepunkt, die letzte Konsequenz aus den jahrelang währenden Aggressionen, und danach hatte keiner mehr die Kraft weiterzukämpfen. Vidar wurde begraben, zwei Männer aus Hed landeten im Gefängnis, und zwischen den Hooligans wie auch zwischen beiden Kleinstädten wurde ein Waffenstillstand vereinbart. Bis jetzt hat er einigermaßen gehalten, aber nun erscheint er mit jedem Tag brüchiger.

Kevin und seine Familie zogen fort, und sie werden auch nie wieder zurückkehren, das würde niemand zulassen. Ganz Björnstadt hat sein Bestes getan, um jegliche Erinnerungen an Kevin auszulöschen, und auch wenn es keiner zugeben

würde, fiel den Leuten ein Stein vom Herzen, als Maya ebenfalls ihre Koffer packte. Sie flüchtete bis hinunter in die Hauptstadt, begann an der dortigen Musikhochschule ein Studium und wurde fast zu einem anderen Menschen, während allen, die geblieben waren, allmählich der Gesprächsstoff über den »Skandal« ausging, bis es fast so war, als hätte es ihn nie gegeben.

Benji Ovich, Kevins ehemals bester Freund, packte ebenfalls einen Koffer. Allerdings einen bedeutend kleineren als Maya, obwohl er viel weiter wegzog. Sie hatte ein Ziel, er hingegen wollte einfach nur weg. Sie suchte im Licht nach Antworten, er im Dunkel, sie in der Kunst und er auf dem Boden von Schnapsflaschen. Doch keiner von beiden wurde wirklich fündig.

In dem Ort, den sie hinter sich ließen, war Björnstadt Eishockey kurz davor, zugrunde zu gehen, und in einer Kleinstadt, die schon immer unmögliche Träume gehegt hatte, besaß kaum einer mehr die Kraft zu träumen. Peter Anderson, Mayas Vater, hörte als Sportdirektor auf und wandte sich vom Eishockey ab. Die Sponsoren zogen sich zurück, und im gemeinsamen Rathaus von Björnstadt und Hed erwog man sogar, den gesamten Klub stillzulegen und alle finanziellen Mittel und Zuwendungen stattdessen an Hed Eishockey zu transferieren. Erst in letzter Minute wurde Björnstadt Eishockey durch die Beharrlichkeit lokaler Geschäftsleute sowie frisches Geld gerettet. Den neuen ausländischen Betreibern der Fabrik diente der Klub als Mittel zum Zweck, um von der Lokalbevölkerung akzeptiert zu werden, und ein opportunistischer Politiker namens Richard Theo witterte die Chance, Wählerstimmen auf sich zu vereinen. Durch sie konnte gerade noch rechtzeitig genügend

Kapital aufgetan werden, um den Untergang des Klubs zu verhindern. Zugleich wurden ehemalige Vorstandsmitglieder ausgewechselt sowie Meetings zur Neugestaltung der Grundwerte des Klubs abgehalten, und schon bald darauf präsentierte man stolz eine völlig neue »Werteordnung«. Werbebroschüren mit der Aufforderung »Björnstadt Eishockey zu sponsern, ist nicht nur ganz *einfach*, sondern auch *richtig!*« wurden verschickt. Und allen Widrigkeiten zum Trotz wendete sich das Blatt, zuerst auf dem Eis und dann auch außerhalb. Björnstadts Trainerin Elisabeth Zackell bewarb sich um einen Posten in einem größeren Klub, doch stattdessen bekam ihn der Trainer aus Hed, der daraufhin den Wald verließ und einige seiner besten Spieler mitnahm. Hed stand nun unerwartet ohne Führungsfigur da und verstrickte sich bald in ein Netz aus Intrigen und Machtkämpfen, wie es allen Klubs in einer solchen Situation zu passieren scheint. Währenddessen baute Zackell in Björnstadt eine neue Mannschaft auf, ernannte einen jungen Mann namens Bobo zu ihrem Co-Trainer und versammelte um einen Sechzehnjährigen namens Amat, den sie an die Spitze stellte, eine Räuberbande aus Spielern. Mittlerweile ist Amat achtzehn und der mit Abstand größte Star in der gesamten Region. Ein so großes Talent, dass den ganzen vergangenen Winter hindurch das Gerücht kursierte, er würde für die NHL gedraftet werden und als Profi in die USA gehen. In der gesamten zurückliegenden Saison dominierte er jedes Match, bis er sich im Frühjahr verletzte. Wäre dies nicht passiert, hätte Björnstadt die Liga angeführt und wäre aufgestiegen, davon ist die ganze Stadt überzeugt. Hätte Hed nicht im Gegenzug noch in seinen letzten Spielen auf wundersame Weise gepunktet, wären sie Letzter geworden und abgestiegen.

Was völlig undenkbar schien, als Maya und Benji die Stadt verließen, scheint zwei Jahre später auf einmal nur noch eine Frage der Zeit zu sein: Die grüne Stadt ist auf dem Weg nach oben und die rote auf dem Weg nach unten. Björnstadt scheint jeden Monat mehr Sponsoren hinzuzugewinnen, während es bei Hed immer weniger werden. Außerdem ist die Eishalle in Björnstadt frisch renoviert, während das Dach der Halle in Hed baufällig ist. Die größten Arbeitgeber in Björnstadt, die Fabrik und der Supermarkt, stellen wieder Leute ein. Der größte Arbeitgeber in Hed, das Krankenhaus, streicht hingegen jedes Jahr Stellen. Jetzt ist Björnstadt der reichere Ort, denn hier gibt es Arbeitsplätze, und wir sind die Sieger.

Willst du das alles richtig verstehen? Dann musst du vor allem verstehen, dass es um mehr geht als nur um geografische Verhältnisse. Von oben betrachtet sehen wir vermutlich aus wie zwei ganz gewöhnliche Kleinstädte im Wald – in den Augen mancher kaum mehr als Dörfer –, und das Einzige, was Björnstadt und Hed trennt, ist eine zwischen den Bäumen hindurchführende kurvenreiche Straße. Sie wirkt noch nicht einmal besonders lang, aber man lernt rasch, dass es sich um eine beträchtliche Strecke handelt, wenn man sie bei Minusgraden und Gegenwind zu Fuß in Angriff nimmt, denn hier herrschen fast immer Minusgrade und Gegenwind. Wir hassen Hed, und Hed hasst uns. Selbst wenn wir alle anderen Matches in der gesamten Saison gewinnen, aber in einem einzigen von ihnen geschlagen werden, fühlt es sich an wie ein verlorenes Jahr. Es reicht nicht aus, dass es für uns gut läuft, für sie muss es überdies ein totales Desaster werden, nur dann kann man sich richtig freuen. Björnstadt spielt in grünen Trikots mit einem Bären darauf und Hed in

roten mit einem Stier. Das klingt einfach, aber die Farben zeigen, wie unmöglich es ist, zu erklären, wo die Eishockeyprobleme aufhören und alle anderen Probleme anfangen. Es gibt keinen einzigen Gartenzaun in Björnstadt, der rot gestrichen ist, und keinen einzigen in Hed, der grün gestrichen ist. Und zwar unabhängig davon, ob sich die Hauseigentümer für Eishockey interessieren oder nicht. Deshalb weiß auch keiner mehr, ob die Eishockeyklubs ihre Farben von den Zäunen haben oder umgekehrt. Ob der Hass die Klubs hervorgebracht hat oder die Klubs den Hass. Du willst also diese beiden Eishockeystädte verstehen? Dann musst du zuerst verstehen, dass es hier beim Sport um viel mehr geht als nur um Sport.

Aber willst du auch die Menschen verstehen? Wirklich verstehen? Dann musst du wissen, dass schon in Kürze eine fürchterliche Naturkatastrophe hereinbrechen und Dinge, die wir lieben, zerstören wird. Wir wohnen zwar in Eishockeystädten, aber in erster Linie sind wir Waldbewohner. Wir sind umgeben von Bäumen und Steinen und Erdreich, das schon seit Jahrtausenden Arten hervorbringt und wieder auslöscht, und wir können zwar vielleicht so tun, als wären wir groß und stark, doch gegen die Natur kommen wir nicht an.

Eines Tages zieht ein Orkan herauf, und in der darauffolgenden Nacht scheint es, als würde er sich niemals wieder legen.

Demnächst wird Maya Songs über uns singen, die wir uns der Wildnis nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich nahe fühlen. Sie wird davon singen, dass der Ort, an dem sie aufwuchs, von Tragödien geprägt ist, solchen, die uns unverschuldete heimsuchten, und jenen, an denen wir selbst schuld

waren. Sie wird von diesem Herbst singen, an dem sich der Wald mit voller Kraft gegen uns wendete. Sie wird singen, dass alle Orte die Summe der Entscheidungen ihrer Bewohner sind und alles, was uns verbindet, letztlich unsere Geschichten sind. Sie wird singen:

»Diese Geschichte beginnt mit einem Orkan ...«

Es ist der verheerendste in dieser Gegend seit einer ganzen Generation. Vermutlich behaupten wir das von jedem Orkan, aber dieser ist unvergleichlich.

Die Leute hatten im Vorweg prophezeit, dass in diesem Jahr vermutlich erst spät Schnee fallen, die Stürme hingegen schon früh einsetzen würden. Der August endete mit einer stickigen unheilvollen Hitze, bevor zum Monatswechsel der Herbst die Tür eintrat und die Temperaturen ins Bodenlose fielen. Die uns umgebende Natur wurde unberechenbar und aggressiv, die Hunde und Jäger spürten es zuerst, danach auch alle anderen.

Obwohl wir die Warnsignale im Voraus bemerkten, entfaltet der Orkan schließlich eine derartige Wucht, dass es uns den Atem raubt. Er verwüstet den Wald mitsamt Wurzelwerk und sorgt dafür, dass der Himmel erlischt, und er geht auf die Häuser in unseren Städten los wie ein wütender Mann, der ein Kind schlägt. Uralte Bäume knicken ein, Stämme, die einst wie unumstößliche Felsblöcke standen, geben unvermittelt nach wie Grashalme unter einer Fußsohle, und der Orkan dröhnt so laut in unseren Ohren, dass die Menschen die Bäume nur fallen sehen, ohne zu hören, wie sie bersten. Im ganzen Ort werden Wellbleche und Dachziegel aus ihren Verankerungen gerissen und durch die Luft geschleudert,

messerscharfe Projektile auf der Jagd nach dem Nächstbesten, der lediglich versucht, irgendwie nach Hause zu gelangen. Der Wald stürzt auf die Straßen, bis es genauso unmöglich ist, in den Ort hineinzufahren, wie aus ihm heraus. Die nachfolgenden Stromausfälle lassen die Städte in der Nacht erblinden. Handyempfang gibt es nur stellenweise, und alle, denen es gelingt, ihre Lieben telefonisch zu erreichen, rufen dasselbe in den Hörer: Bleibt zu Hause, bleibt bloß zu Hause!

Doch ein junger Mann aus Björnstadt steuert panisch seinen Kleinwagen über Nebenstraßen, um zum Krankenhaus in Hed zu gelangen. Er hat sich weder getraut, sein Haus zu verlassen, noch, darin zu bleiben. Seine schwangere Ehefrau sitzt neben ihm auf dem Beifahrersitz, und jetzt ist es so weit, Orkan hin oder her. Er betet zu Gott wie Atheisten in Schützengräben, und sie schreit unvermittelt auf, als ein Baum schonungslos auf die Motorhaube kracht und das Stahlblech der Karosserie so abrupt nachgibt, dass sie mit dem Kopf gegen die Windschutzscheibe prallt. Aber niemand hört die beiden.

## Kapitel 3

### Feuerwehrleute

Willst du die Menschen verstehen, die in diesen beiden Eishockeystädten wohnen? Wirklich verstehen? Dann musst du wissen, wozu sie im schlimmsten Fall fähig sind.

\*\*\*

Der Wind heult nicht über das Haus am Ortsrand von Hed hinweg, er brüllt geradezu. Die Fassade wird nach außen gesogen, und die Fußböden vibrieren so stark, dass die roten Hed-Eishockeytrikots und Wimpel, die quer über alle Straßen hängen, wild umherflattern. Alle vier Kinder im Haus werden im Nachhinein sagen, dass es sich anfühlte, als hätte das Universum beschlossen, sie zu töten. Tess ist mit ihren siebzehn Jahren die Älteste, dann folgen der fünfzehnjährige Tobias, der dreizehnjährige Ted und der siebenjährige Ture. Sie haben Angst wie alle anderen Kinder auch, sind aber wachsam und für alles gewappnet, weil sie sich in gewisser Weise von anderen Kindern unterscheiden. Ihre Mutter arbeitet als Hebamme, ihr Vater als Feuerwehrmann, und manchmal scheint es, als funktioniere diese Familie nur in Krisensituationen gut. Sobald ihnen klar geworden war, was auf sie zukommen würde, liefen die Kinder bereits draußen durch den Garten und sammelten alle losen Teile an

Schaukeln und Klettergerüsten sowie die Sitzmöbel auf der Terrasse zusammen, damit sie nicht durch die Fenster hereingeschleudert werden würden, wenn der Orkan sie erfasste. Vater Johnny eilte in einen Garten etwas weiter unten in der Straße, um dort mit anzupacken. Mutter Hannah rief derweil bei all ihren gemeinsamen Bekannten an, um zu fragen, ob sie womöglich irgendetwas brauchten. Sie führte jede Menge Telefonate, weil sie alle zu kennen schien. Johnny und sie sind beide in Hed geboren und aufgewachsen, und wenn der eine bei der Feuerwehr arbeitet und die andere im Krankenhaus, gibt es am Ende niemanden mehr, der nicht wüsste, wer sie sind. Dieser Ort ist ihr Zuhause, ihre Kinder haben auf denselben Wendeplätzen zwischen den Häusern das Fahrradfahren gelernt wie sie selbst, und sie werden nach einfachen Prinzipien erzogen: Liebe deine Familie, arbeite hart, freu dich, wenn Hed Eishockey ein Match gewinnt, aber freu dich noch mehr, wenn Björnstadt Eishockey geschlagen wird. Hilf allen, die Hilfe nötig haben. Sei ein guter Nachbar und vergiss nie, wo du herkommst. Letzteres vermitteln die Eltern ihren Kindern nicht durch Worte, sondern durch Taten. Sie bringen ihnen bei, dass man zwar über alles streiten kann, aber zusammenhält, wenn es wirklich darauf ankommt, denn ein Mensch allein hat keine Chance.

Der Orkan draußen vor dem Fenster löst einen anderen Orkan hier drinnen ab. Die Eltern haben wieder einmal Streit, einen der heftigeren Sorte. Hannah ist eine kleine zierliche Frau, sie steht am Küchenfenster, beißt sich auf die Unterlippe und reibt sich ihre blauen Flecke. Sie ist mit einem Idioten verheiratet. Johnny ist groß und breitschultrig, trägt einen dichten Bart und hat starke Fäuste. Als Eishockeyspieler war er dafür berüchtigt, als Erster seine Hand-

schuhe wegzuwerfen und sich zu prügeln, und der wilde Stier auf dem Logo von Hed Eishockey hätte genauso gut eine Karikatur seiner selbst sein können. Er ist aufbrausend und stur, altmodisch und engstirnig, kurzum einer dieser typischen ungestümen Jungs, die nie erwachsen geworden sind. Er spielte so lange Eishockey, wie der Sport ihn ließ. Anschließend wurde er Feuerwehrmann und tauschte somit nur die eine Umkleidekabine gegen eine andere aus, während sich der Wettstreit für ihn in allem fortsetzte: Wer beim Handtraining die schwersten Gewichte stemmen, im Wald am schnellsten rennen oder bei einer Grillparty die meisten Biere trinken konnte. Hannah wusste vom ersten Tag an, dass sein Charme ihr eines Tages gefährlich werden könnte. Schlechte Verlierer reagieren mitunter aggressiv, und leidenschaftliches Temperament kann in Gewalt umschlagen. »Lange Zündschnur, aber ordentlich Pulver im Fass, das sind die Gefährlichsten«, sagte ihr Schwiegervater immer. Im Flur steht eine Vase, die vor einiger Zeit in hundert Teile zerbrochen war und dann sorgfältig wieder zusammengeklebt wurde, damit Hannah das, für was sie stand, nie vergessen würde.

Johnny kommt aus dem Garten herein. Er linst zu ihr hinüber, um zu sehen, ob sie noch immer wütend ist. Ihre Streitereien enden immer auf diese Weise, denn sie ist mit einem Idioten verheiratet, und er hört nie auf sie, deshalb geht auch immer irgendetwas kaputt.

Sie muss oft daran denken, wie tough er sich gegenüber anderen gibt, aber wie unglaublich empfindlich und beleidigt er zuweilen reagieren kann. Wenn Hed Eishockey eine Niederlage kassiert, nimmt er es persönlich. Als die Lokalzeitung im Frühjahr schrieb, dass Björnstadt Eishockey die Moderne repräsentiere, während Hed Eishockey für alles Alte

und Rückständige stehe, nahm er es ebenfalls persönlich, als hätten sie verkündet, dass sowohl sein Privatleben als auch seine Wertvorstellungen grundfalsch seien. Der Klub ist die Stadt, und die Stadt ist seine Familie, so unerschütterlich loyal ist er. Doch genau diese Loyalität bringt seine extremen Seiten zum Vorschein. Er muss ständig den starken Mann markieren, scheint vor nichts Angst zu haben und rennt immer als Erster geradewegs auf die Katastrophe zu.

Im letzten Jahr wurde das Land von verheerenden Waldbränden heimgesucht, weder Hed noch Björnstadt waren betroffen, doch nur wenige Autostunden entfernt war es besonders schlimm. Johnny, Hannah und die Kinder hatten Urlaub, der erste seit langer Zeit, und sie waren gerade in südlicher Richtung unterwegs zu einem Aqua-Park, als im Autoradio die Nachrichten liefen. Der Streit begann schon, bevor Johnnys Handy klingelte, und als letztlich der Anruf kam, wusste Hannah längst, dass er auf der Stelle umkehren würde. Die Kinder duckten sich in die Rücksitze des Minibusses. Auch sie wussten, was kommen würde: dieselben Streitereien wie immer, dieselben Beschuldigungen, dieselben geballten Fäuste. Verheiratet mit einem Idioten.

Mit jedem Tag, an dem Johnny wegen der Waldbrände unterwegs war, wurden die Bilder in den Fernsehnachrichten drastischer, und jeden Abend musste Hannah so tun, als sei sie keineswegs besorgt, während sich die Kinder in den Schlaf weinten, und jede Nacht brach sie einsam am Küchenfenster zusammen. Schließlich kehrte er wieder nach Hause zurück. Er war eine gute Woche weg gewesen, doch es fühlte sich an wie ein gutes halbes Jahr. Er war ausgemergelt und so voller Schmutz, dass es schien, als ließe sich dieser nie mehr ganz aus der Haut herauswaschen. Sie stand gerade in der

Küche, als sie ihn an der Kreuzung aus einem Wagen steigen und das letzte Stück strauchelnd zum Haus zurücklegen sah, und es kam ihr vor, als könnte er jeden Moment zu einem Häufchen Staub zerfallen. Hannah stürzte zur Küchentür, doch die Kinder hatten ihn ebenfalls erblickt. Sie sprangen die Treppen hinunter, drängten sich an ihr vorbei und stolpterten auf dem Weg hinaus übereinander. Hannah blieb an der Tür stehen und sah, wie sich alle vier in Johnnys Arme warfen und wie Äffchen an seinem massigen Körper festklammerten: Tobias und Ted an seinem Hals, Tess an seinem Rücken und der kleine Ture an seinem Arm. Obwohl ihr Vater völlig verdreht, verschwitzt und erschöpft war, hob er alle vier hoch und trug sie ins Haus, als wögen sie nichts. In der folgenden Nacht schlief er auf einer Matratze in Tures Zimmer, und es endete damit, dass alle anderen Kinder ebenfalls ihre Matratzen in dieses Zimmer schoben. Es dauerte vier Nächte, bis Hannah ihn wieder zurückbekam. Bis sie endlich wieder seinen Körper an ihrem spüren und ihren Kopf in sein Shirt bohren konnte. Am vierten Morgen war sie so eifersüchtig auf ihre eigenen Kinder und so wütend auf sich selbst, weil sie all ihre Gefühle zurückgehalten hatte, dass sie diese verfluchte Vase zu Boden schmetterte.

Kurz darauf klebte sie das Gefäß wieder zusammen, und kein Familienmitglied wagte es, sie anzusprechen, bevor sie damit fertig war. Dann hockte sich ihr Mann wie immer neben sie auf den Fußboden und flüsterte: »Sei bitte nicht sauer auf mich, ich halt es einfach nicht aus, wenn du sauer auf mich bist.« Als sie erschöpft entgegnete: »Es war ja nicht mal dein Brand, Liebling, und es hat noch nicht mal HIER gebrannt!«, fühlten sich ihre Stimmbänder an, als könnten sie jeden Moment zerreißen. Er beugte sich sachte vor, sodass

sie seinen Atem auf ihren Handflächen spürte, als er diese küsste, und dann sagte er: »Alle Brände sind meine Brände.« Wie sie diesen Idioten dafür hasste und zugleich vergötterte. »Dein Job ist es, nach Hause zu kommen. Dein einziger Job ist es, wieder nach Hause zu kommen«, erinnerte sie ihn, woraufhin er lächelnd fragte: »Bin ich denn jetzt nicht zu Hause?« Hannah boxte ihn mit aller Kraft gegen den Arm.

Sie ist schon vielen Idioten von Männern begegnet, die sich einredeten, die Ersten zu sein, die geradewegs ins Feuer springen würden, um andere zu retten, doch ihr Idiot von Mann ist ein solcher Idiot, der es auch tatsächlich tut. Deshalb fechten sie jedes Mal denselben Streit aus, wenn er losfährt, denn jedes Mal ärgert sie sich wieder aufs Neue darüber, dass sie so große Angst um ihn hat. Und immer endet es damit, dass sie irgendetwas zerschlägt. Beim letzten Mal war es eine Vase, heute sind es ihre eigenen Fingerknöchel. Als der Orkan aufzog und er augenblicklich lossprintete, um sein Handy aufzuladen und sich bereitzumachen, rammte sie ihre Faust geradewegs in die Arbeitsfläche. Jetzt massiert sie fluchend die Blutergüsse. Sie will natürlich, dass er losfährt, aber zugleich hasst sie es auch, und auf diese Weise lässt sie Dampf ab.

Er betritt die Küche, und sie spürt seinen Bart an ihrem Nacken. Er hält sich zwar für unglaublich tough und abgebrüht, aber eigentlich ist er der sensibelste Mann der Welt, deswegen schreit er auch nicht zurück, wenn sie ihn anschreit. Der Orkan peitscht gegen das Fenster, und sie wissen beide, dass sein Handy jeden Augenblick klingeln wird und er losfahren muss und sie dann wieder wütend wird. »Wenn sie eines Tages aufhört, wütend auf dich zu sein, musst du dir Sorgen machen, dann liebt sie dich nicht mehr«, sagte Johnnys Vater

zu ihm, als die beiden heirateten. »Lange Zündschnur, aber ordentlich Pulver im Fass bei dieser Frau, pass bloß auf!«, schob der Vater lachend hinterher.

Hannah mag vielleicht mit einem Idioten verheiratet sein, aber sie selbst ist verflucht noch mal auch nicht ganz ohne. Ihre Launen gehen Johnny manchmal ziemlich auf die Nerven, und ihre Unordnung kann ihn geradezu wahnsinnig machen. Er bricht regelrecht in Panik aus, wenn die Dinge nicht ordnungsgemäß sortiert sind. Er muss wissen, wo alles ist, sowohl im Feuerwehrauto als auch im Kleiderschrank und in den Küchenschubladen. Und dann heiratete er ausgerechnet eine Frau, die es nicht im Geringsten störte, keinen festen Platz im Ehebett zu haben. Hannah legte sich an einem Abend auf die eine und am nächsten auf die andere Seite, wie es ihr gerade in den Sinn kam, und er wusste nicht einmal, was ihn daran am meisten frustrierte. Welches Paar hat denn keine festen Plätze im Ehebett? Außerdem betritt sie das Haus immer mit Straßenschuhen, vergisst, das Handwaschbecken hinter sich sauber zu machen, und legt die Buttermesser und Käsehobel jedes Mal an einen anderen Platz, sodass er sich vor dem Frühstück erst auf eine verdammt Schatzsuche begeben muss. Sie ist noch schlimmer als die Kinder.

Doch jetzt gleitet ihre Hand nach oben, und sie lässt ihre Finger durch seinen Bart wandern, woraufhin er die Arme um ihre Taille schließt, und in diesem Moment ist ihm eigentlich alles egal. Sie haben voneinander gelernt. Hannah hat akzeptiert, dass das Leben mit einem Feuerwehrmann einen völlig eigenen Rhythmus hat, den andere Menschen ganz und gar nicht nachvollziehen können. Sie hat zum Beispiel lernen müssen, im Dunkeln pinkeln zu gehen, denn als sie

die ersten Male nachts die Deckenlampe eingeschaltet hatte, nachdem sie zusammengezogen waren, wachte er auf und glaubte, es sei die blinkende Notwarnleuchte auf der Wache. Er war unversehens aufgesprungen, hatte sich in Windeseile angezogen und war schon auf dem Weg hinaus zum Auto, als sie ihm nur mit einem Slip bekleidet hinterherlief und fragte, was zum Teufel er vorhätte. Es dauerte eine Reihe von verwirrten Nächten, bis sie akzeptierte, dass er sich dieses Verhalten nicht würde abgewöhnen können, und im Grunde genommen wollte sie es auch gar nicht.

Er ist einer von denen, die geradewegs aufs Feuer zustürmen. Ohne zu zögern, ohne Fragen zu stellen. Er rennt einfach los. Solche Menschen sind selten, doch sobald man sie erblickt, weiß man es.

\*\*\*

Ana ist achtzehn Jahre alt. Sie steht am Fenster ihres Elternhauses am Ortsrand von Björnstadt und schaut hinaus. Sie humpelt leicht, weil sie sich kürzlich beim Kampfsporttraining am Knie verletzt hat, nachdem ein gleichaltriger Junge behauptet hatte, dass Mädchen keine kraftvollen Tritte ausführen könnten. Daraufhin trat sie ihm die Rippen ein und verpasste ihm mit dem Knie eine Kopfnuss, und auch wenn sein Schädel offensichtlich leer war, fühlte er sich leider ziemlich hart an. Deshalb humpelt sie jetzt. Sie hatte schon immer blitzschnelle Reflexe, aber eine langsame Auffassungsgabe und versteht sich schlecht auf Menschen, dafür aber umso besser auf die Natur. Jetzt sieht sie, wie sich die Bäume draußen vor dem Fenster im Wind biegen, hat es schon heute Morgen gesehen und bereits lange vor den meisten anderen

gewusst, dass ein Orkan aufziehen wird. Kinder von Vätern, die gute Jäger sind, bekommen irgendwann ein Gespür für solche Dinge. Und einen besseren Jäger als ihren Vater gibt es in der Gegend nicht. Dieser Mann hat so viel Zeit im Wald verbracht, dass er häufig den Unterschied zwischen einem Funkgerät und einem Telefon vergisst und am Ende jedes Satzes »Kommen« sagt, wenn er zu Hause angerufen wird. Ana lernte in diesem Wald sowohl krabbeln als auch laufen, denn nur dort gab es die Möglichkeit, mit ihm zusammen zu sein. Der Wald war ihr Spielplatz und ihre Schule. Der Vater brachte ihr alles über Wildtiere bei und über die unsichtbaren Kräfte sowohl im Erdboden als auch in der Luft. Das war seine Liebesgabe an sie. Als sie noch klein war, zeigte er ihr, wie man Wild aufspürt und erlegt. Und als sie älter wurde, nahm er sie mit auf die Pirsch, wenn nach Wildunfällen jemand von der Gemeinde anrief und ihn bat, verletzte Tiere zu orten und abzuschießen. Wenn man vom Wald umgeben lebt, lernt man, diesen zu schützen, aber auch Schutz darin zu suchen. Und letztlich erfreut man sich an denselben Dingen wie die Pflanzen darin, beispielsweise an Frühling und Sonnenschein. Doch man fürchtet auch dieselben Dinge: zweifellos das Feuer, aber fast noch mehr den Orkan. Ein Orkan lässt sich nicht eindämmen oder löschen, er macht weder vor Baumstämmen halt noch vor menschlicher Haut. Ein Orkan zerschmettert, zermalmt und tötet, was er will.

Ana konnte das Unwetter dementsprechend bereits in den Baumwipfeln hören und auch im Brustkorb spüren, während draußen alles noch ruhig und still war. Sie füllte alle Kanister und Eimer mit Wasser, holte den Gaskocher aus dem Keller und bestückte die Stirnlampen mit neuen Batterien. Außerdem stellte sie Teelichter und Streichhölzer bereit. Dann

hackte sie mehrere Stunden lang mechanisch und verbissen Holz und schleppte es danach ins Wohnzimmer. Als das Unwetter jetzt Björnstadt erreicht, schließt sie alle Türen und Fenster und spült in der Küche geräuschvoll das Geschirr. Nebenbei lässt sie die Songs ihrer besten Freundin Maya in der Stereoanlage laufen, denn deren Stimme beruhigt Ana, und alle für Ana alltäglichen Geräusche beruhigen wiederum die Hunde. Als sie klein war, beschützten die Hunde sie, doch jetzt ist es umgekehrt.

Wenn man Maya fragt, wer Ana ist, antwortet sie: »Eine Kriegerin.« Sie sagt es allerdings nicht nur, weil Ana in der Lage ist, andere zusammenzuschlagen, sondern auch, weil das Leben schon seit Anas Geburt versucht hat, sie zusammenzuschlagen, sie es jedoch nicht zugelassen hat. Ana ist unerschütterlich.

Obwohl sie gerade das letzte Schuljahr auf dem Gymnasium in Björnstadt absolviert, ist sie schon längst erwachsen, denn Töchter von Eltern, die sich auf dem Boden von Schnapsflaschen verstecken, reifen schneller. Als Ana noch klein war, hat der Vater ihr beigebracht, das Feuer im Kamin zu schüren und immer rechtzeitig etwas Brennholz nachzulegen, damit es nie ausgehen würde. Und wenn er heute seine Phasen hat, manchmal sind es nur wenige Tage, dann wieder mehrere Monate, schürt er seine Trunkenheit auf dieselbe Art und Weise. Er wird nie ausfällig, noch nicht einmal laut, er ist nur einfach niemals ganz nüchtern. Er wird den gesamten Orkan verschlafen, schnarchend in seinem Sessel im Wohnzimmer, umgeben von Anas zahlreichen Kampfsportpokalen, auf die er so stolz ist, und von all ihren Kindheitsfotos, aus denen sie äußerst sorgfältig ihre Mutter herausgeschnitten hat. Er ist zu betrunken, um das Klingeln des

Telefons zu hören. Ana ist ins Spülen vertieft und dreht die Musik in der Küche lauter, die Hunde zu ihren Füßen hören es auch nicht. Das Telefon klingelt und klingelt und klingelt.

Schließlich klingelt es an der Haustür.

\*\*\*

»Es ist nicht weiter schlimm, nur ein bisschen Wind«, flüstert Johnny. Hannah würde ihm nur allzu gern glauben. Anstatt Brände zu löschen, werden er und die anderen Feuerwehrleute jetzt mit Motorsägen ausrücken, um die Straßen von umgestürzten Bäumen zu befreien, damit Rettungsfahrzeuge und der Pflegedienst passieren können. »Wenn man hier als Feuerwehrmann arbeitet, ist man zu neunzig Prozent Holzfäller«, brummt er immer, doch sie weiß auch, dass er stolz darauf ist. Der Wald ist ein Teil von ihm.

Sie dreht sich um, reckt sich auf die Zehenspitzen hoch und beißt ihn spielerisch in die Wange. Augenblicklich werden seine Knie weich. Er ist zwar in fast allen Räumen, die er betritt, der Größte und Stärkste, doch unabhängig von dem, was andere glauben, weiß er, dass sie die Schnellere wäre, wenn es darum ginge, ihre Kinder aus einem brennenden Haus zu retten. Sie ist kompliziert, aufmüpfig und respektlos und wahrhaftig nicht leicht zufriedenzustellen, aber er liebt sie vor allem wegen ihres ausgeprägten und absolut kompromisslosen Beschützerinstinkts. »Wir helfen all jenen, denen wir helfen können«, flüstert sie ihm nach den schwierigsten Tagen immer ins Ohr, wenn er bei seinen Einsätzen oder sie im Krankenhaus einen Menschen verloren hat. Als Feuerwehrmann muss man darauf gefasst sein, dem Tod in allen Phasen des Lebens ins Auge zu sehen, doch bei ihrer Arbeit

als Hebamme begegnet sie ihm zumeist in den schlimmsten Sekunden: den allerersten des Lebens. Wenn sie diese Worte ausspricht, reichen sie beiden sowohl zum Trost als auch zur Erinnerung an ihre jeweiligen Pflichten. Wir helfen, wo wir können, wann immer wir können und all jenen, denen wir helfen können. Das ist eine Art Aufgabe, aber auch eine Lebenseinstellung.

Er lässt sie langsam los und wird sich wohl nie daran gewöhnen, dass ein chaotischer, streitlustiger Hitzkopf wie sie ihn noch immer aus der Fassung bringt. Dann geht er in den Flur, um nachzusehen, ob sein Handy auch wirklich lädt, und sie schaut ihm lange nach. Sie wiederum wird sich nie daran gewöhnen, dass ein nervtötender Pedant wie er sie nach zwanzig Jahren noch immer dazu bringt, ihm die Kleider vom Leib reißen zu wollen, sobald er sie nur anschaut.

Hannah hört das Handy im Flur klingeln. Es wird Zeit. Sie schließt die Augen und flucht, nimmt sich jedoch fest vor, keinen Streit anzufangen. Er verspricht ihr nie, heil wieder nach Hause zurückzukehren, denn das bringt Unglück. Stattdessen sagt er nur, dass er sie liebt, wieder und wieder, worauf sie entgegnet: »Dein Glück.« Das Handy klingelt noch immer. Sie denkt, dass er vielleicht auf der Toilette sitzt, weil er nicht rangeht, und ruft laut nach ihm, weil die Fensterscheiben bereits ohrenbetäubend im Sturm klappern. Die Kinder stehen schon aufgereiht auf der Treppe, um sich von ihm zu verabschieden.

Tess hat die Arme um ihre drei jüngeren Brüder gelegt: Tobias, Ted, Ture. Ihr Vater fand es albern, allen jeweils Namen mit demselben Anfangsbuchstaben zu geben, doch er hatte sich mit Hannah darauf geeinigt, dass sie die Namen für die

Kinder aussuchen darf, wenn er dafür die Hundenamen auswählen dürfte. Allerdings schafften sie sich nie Hunde an. Sie war schon immer die bessere Verhandlerin.

Ture weint Tränen in Tess' Pulli, doch keines seiner Geschwister ermahnt ihn aufzuhören. Als sie klein waren, weinten sie ebenfalls, man hat schließlich nicht einfach nur einen Feuerwehrmann als Familienmitglied. So funktioniert das nicht, sondern sie sind eine ganze Feuerwehrfamilie. Und als solche kann man es sich nicht leisten, zu denken »Uns passiert schon nichts«. Man muss es besser wissen. Die Übereinkunft ihrer Eltern ist folglich ganz simpel: sich nie gleichzeitig einer Gefahr auszusetzen. Ein Elternteil muss immer in der Nähe der Kinder bleiben, falls das Schlimmste eintreffen sollte.

Johnny steht mit seinem Handy im Flur und meldet sich mit lauter Stimme, dann brüllt er ins Mikrofon, aber in der Leitung ist niemand. Erst glaubt er, die falsche Taste gedrückt zu haben, doch als er die Anrufliste kontrolliert, stellt er fest, dass nach dem Telefonat mit seiner Mutter vor zehn Minuten keiner mehr angerufen hat. Es dauert noch weitere drei Klingelzeichen, bis er begreift, dass nicht sein Handy klingelt, sondern Hannahs. Sie greift verwirrt danach und starrt die Nummer auf dem Display an, bevor sie am anderen Ende die Stimme ihrer Chefin hört. Dreißig Sekunden später rennt sie los.

Willst du die Menschen verstehen? Wirklich verstehen? Dann musst du wissen, wozu sie im besten Fall fähig sind.

## Kapitel 4

### Wilde Menschen

Benji wird von einem Knall geweckt werden. Als er sich aufsetzt, wird er erst nicht wissen, wo er sich befindet. Der Kater wird sein Einschätzungsvermögen völlig durcheinanderwirbeln, und es wird ihm vorkommen, als sei er zu groß für das Zimmer und stattdessen in einem Puppenhaus aufgewacht. Dieses Gefühl ist keineswegs neu für ihn, es befällt ihn schon seit Langem. Doch inzwischen wirkt es, als wäre er jeden Morgen, wenn er die Augen aufschlägt, aufs Neue darüber schockiert, noch immer am Leben zu sein.

Es wird der Tag nach dem Orkan sein, was er noch nicht wissen wird. Er wird nicht einmal wissen, ob er seinen letzten Traum einfach nur vergessen hat oder ob er noch immer träumt. Die langen Haare werden ihm über die Augen fallen, und sämtliche Gelenke und Sehnen in seinem Körper werden schmerzen, denn der ist noch immer mit der festen Muskulatur eines Eishockeyspielers ausgestattet, obwohl Benji mittlerweile zwanzig Jahre alt ist und schon seit fast zwei Jahren nicht mehr auf Schlittschuhen gestanden hat. Seine Lunge ist vom Rauchen zerfressen, und er ist viel zu dünn. Bei dem Versuch aufzustehen, wird er schwankend in die Knie gehen. Die leeren Flaschen vor seinem Bett werden zwischen Zigarettenpapier, Feuerzeugen und Resten leer gegessener Aluverpackungen über den Fußboden rollen, und sein Kopf

wird von so heftigen Schmerzen geplagt werden, dass er auch mit den Handflächen gegen die Ohren gepresst nicht ausmachen kann, ob der Krach von draußen oder aus seinem Inneren kommt. Dann folgt ein zweiter Knall, der die Wände wackeln lässt, und Benji duckt sich instinktiv in der Befürchtung, dass die Fensterscheibe über dem Bett nachgeben und ihn unter Glassplittern begraben könnte. In der Ecke des Zimmers klingelt sein Handy. Es klingelt ununterbrochen.

Vor zwei Jahren hat er Björnstadt den Rücken gekehrt, und seitdem ist er herumgereist. Er hat den Ort verlassen, an dem er sein Leben lang gewohnt hatte, um mit Zügen, Schiffen und auch per Anhalter in Lkws in Länder zu gelangen, in denen es keine Eishockeymannschaft gab. Er hat bewusst Umwege in Kauf genommen und seinen Körper in jeder nur erdenklichen Form ruiniert, aber auch Dinge gefunden, von denen er nicht einmal wusste, dass er Sehnsucht danach gehabt hatte. Blicke und Hände und heißer Atem im Nacken. Tanzflächen ohne jegliche Fragen. Er brauchte Chaos, um sich frei zu fühlen, Einsamkeit, um seine innere Einsamkeit zu überwinden. Dabei hat er nie einen Gedanken daran verschwendet, umzukehren und nach Hause zurückzufahren. Sein Zuhause könnte indessen genauso gut ein fremder Planet sein.

Ist er glücklich? Wenn du das fragst, hast du vermutlich keine Ahnung, wer er ist. Denn auf Glück hat er nie gehofft.

Er wird am Fenster des kleinen Hotelzimmers stehen, schlaftrunken und ziemlich verkatert, und einen Blick auf die Welt draußen werfen, ohne ein Teil davon zu sein. Unten auf der Straße werden zwei Autos zusammengestoßen sein, dieses zweimalige Knallen hat ihn geweckt. Die umstehenden Passanten schreien, und Benji klingeln die Ohren. Sie

klingseln und klingseln, bis er begreift, dass es sein Handy ist, das klingselt.

»Hallo?«, wird er sich mit heiserer Stimme melden, weil er schon seit vielen Stunden kein Wort mehr gesprochen hat. Und davor viel zu viele.

»Adri? Was ist passiert?«

Sie wird ihre Worte sorgfältig wählen, denn die Entfernung ist zu groß, um ihn in die Arme schließen zu können, wie es eine große Schwester bei ihrem kleinen Bruder tun möchte, wenn sie ihm Nachrichten wie diese überbringen muss. Er wird ihre Worte schweigend aufnehmen, letztlich hat er schon ein Leben lang trainiert, sich nichts anmerken zu lassen, wenn etwas in ihm erlischt.

»Tot?«, stammelt er schließlich, und die Schwester muss ihre Worte wiederholen, als wäre ihm seine eigene Sprache teilweise abhandengekommen.

Danach folgt nur ein geflüstertes »Okay«, und in der Leitung wird lediglich das kratzende Geräusch seiner Ausatmung zu hören sein, erzeugt von der kleinen Druckwelle, die entsteht, als ihm das Herz bricht.

Er wird auflegen und umgehend seinen Koffer packen, was schnell geschehen ist, da er mit leichtem Gepäck unterwegs ist, jederzeit bereit, alles hinter sich zu lassen.

»What's going on? What time is it?«, flüstert eine andere Stimme vom Bett aus.

»I have to go«, entgegnet Benji bereits auf dem Weg hinaus, noch immer mit nacktem Oberkörper. Das großflächige Tattoo eines Bären auf seinem Arm wirkt nach Monaten in der Sonne ausgebleicht, und die vielen Narben auf seiner braun gebrannten Haut leuchten rosafarben, wie es bei Menschen, die so nahe der Wildnis leben, der Fall ist. An den

Fingerknöcheln sind es mehr als im Gesicht, denn er ist besser darin, wild zu sein, als die meisten anderen.

»Go where?«

»Home.«

Die Stimme wird ihm noch etwas hinterherrufen, während Benji schon halbwegs die Treppe hinunter sein wird. Er hätte antworten und dem Mann dort oben versprechen können, ihn anzurufen, doch wenn Benji in seiner Heimatstadt etwas gelernt hat, dann, dass er niemanden mehr anlügen kann.

## Kapitel 5

### Hebammen

In dieser Nacht fegt ein Orkan über zwei Eishockeystädte hinweg und bringt Bäume und Menschen zu Fall. Morgen werden ein junger Mann und eine junge Frau – er mit einem Bären-Tattoo auf dem Arm und sie mit jeweils einem Gitarren- und einem Gewehr-Tattoo – nach Hause zurückkehren, um an einer Beerdigung teilzunehmen. So wird diesmal alles anfangen. In den Orten nahe der Wildnis sind die Menschen nicht nur durch unsichtbare Fäden miteinander verbunden, sondern auch durch Widerhaken. Wenn sich ein Idiot also zu heftig im Schlaf herumwälzt, rutscht einem anderen Idioten nicht unbedingt nur das Nachthemd vom Leib. Mitunter reißt es auch uns allen das Herz aus dem Körper.

\*\*\*

In Hed eilt Johnny hinter seiner Frau durchs Haus, die Treppe hinauf bis ins Schlafzimmer, wo sie ihn beim Packen ihrer Arbeitstasche kurz informiert: Ein junges Paar von einem Hof nördlich von Björnstadt erwartet das erste Kind, und als die Fruchtblase geplatzt war, fuhren die beiden unverzüglich mit dem Auto Richtung Krankenhaus in Hed los. Allerdings ohne sich darüber im Klaren zu sein, wie stark der Orkan werden würde. Anstatt die Hauptstraße

zu nehmen, versuchten sie, die Strecke von Osten her über Schleichwege abzukürzen, und befanden sich gerade mitten im Wald zwischen beiden Kleinstädten, als sie einem umgestürzten Baum ausweichen mussten. Den nächsten Baum sahen sie erst fallen, kurz bevor er das Auto halb unter sich begrub. Von dort draußen im Nirgendwo konnten sie zwar beim Krankenhaus anrufen, doch im Augenblick ist gerade kein Krankenwagen in ihrer Nähe, und in der Notaufnahme weiß niemand, ob in diesem Chaos überhaupt irgendwer zu ihnen vordringen kann, jetzt, da die Waldwege unpassierbar sind. Die Frau und das Kind im Auto werden jedoch Glück im Unglück haben, denn eine der Hebammen hat heute Abend zufällig frei und wohnt außerdem nahe genug, um sich auf den Weg zu ihnen zu machen, das letzte Stück notfalls zu Fuß.

Johnny steht im Schlafzimmer und würde seine Ehefrau am liebsten fragen, ob sie noch ganz bei Trost ist, doch nach zwanzig Ehejahren weiß er bereits, wie ihre Antwort ausfallen wird. Sie dreht sich unerwartet heftig zu ihm um, wobei ihre Stirn seinen Brustkorb rammt, und er schließt sie zärtlich in die Arme, sodass sie fast in seiner Umarmung verschwindet.

»Ich liebe dich, ich liebe dich verdammt noch mal so sehr, du verfluchter Idiot«, flüstert sie.

»Dein Glück«, entgegnet er.

»In der Truhe auf dem Dachboden liegen noch weitere Decken, und die Taschenlampen sind ...«

»Ich weiß, mach dir keine Sorgen um uns, aber du musst verflucht noch mal ... du kannst doch verdammt noch mal nicht ...«, beginnt er, und als sie ihr Gesicht in sein Shirt bohrt, spürt sie, dass er zittert.

»Du darfst nicht wütend auf mich sein, Liebling. Ich bin schließlich der Hitzkopf, und du musst jetzt der Vernünftige sein«, murmelt sie an seinem Brustkorb.

Er bemüht sich. Und wie er sich bemüht.

»Aber du musst jemanden mitnehmen. Jemand, der sich im Wald auskennt, Schatz, es wird stockdunkel sein und ... Du kannst aber nicht mitkommen, das weißt du doch. Niemals beide im selben Flugzeug und niemals beide gleichzeitig draußen in einem Orkan. Die Kinder müssen ...«

»Ich weiß, ich WEISS«, flüstert er und hat sich noch nie so machtlos gefühlt. Ein entsetzliches Gefühl für einen Feuerwehrmann.

Wenn er bei einem Alarm ausrücken muss, verkneift sie sich wegen seines dämlichen Aberglaubens jedes Mal die Aufforderung »Komm heil wieder nach Hause«. Stattdessen denkt sie sich eher irgendetwas Banales, Alltägliches aus, das am Tag darauf erledigt werden muss, damit er ihr verspricht, wieder zurückzukommen: »Vergiss nicht, dass du morgen vorhast, zum Recyclinghof zu fahren« oder »Wir müssen um zwölf Uhr bei deiner Mutter zum Mittagessen sein«. Äußerungen wie diese sind zu ihrem kleinen geheimen Ritual geworden.

Deshalb sagt auch er jetzt nicht »Komm heil wieder nach Hause«. Er versucht sie nicht einmal davon abzubringen, loszufahren, weil er weiß, was er selbst darauf entgegnet hätte. Auch wenn er ziemlich stark ist, schafft nicht einmal er es, einem Sturm wie diesem Einhalt zu gebieten. Sie hingegen ist in der Lage, schwangeren Frauen bei der Geburt zu helfen, und genau dafür wird sie jetzt gebraucht. Wir helfen, wo wir können, wann immer wir können und all jenen, denen wir helfen können. Deshalb ergreift er auf dem Weg aus dem Schlafzimmer nur ihren Arm, um ihr etwas Banales, Alltägliches

liches zu sagen, damit sie nicht vergisst, dass es auch noch ein Morgen gibt. Aber das Einzige, was ihm einfällt, lautet:

»Morgen werde ich dich flachlegen!«

Sie lacht auf, lacht ihm geradewegs ins Gesicht, lacht ihn aus.

»Du hast sie doch nicht mehr alle.«

»Nur damit das klar ist, morgen werde ich dich flachlegen!«

Er hat Tränen in den Augen, sie ebenfalls. Beide hören draußen den Orkan heulen und wissen genau, dass es sinnlos ist, sich einzubilden, sie seien unsterblich.

»Kennst du vielleicht jemanden, der mir dabei helfen könnte, mich in diesem Teil des Waldes zurechtzufinden?«, fragt sie und ist bemüht, beherrscht zu klingen.

»Ja, ich kenne da jemanden. Ich ruf gleich dort an und sag, dass du unterwegs bist«, antwortet er und schreibt ihr mit zitternder Hand die Adresse auf.

Sie nimmt den Minibus und fährt geradewegs in die Nacht hinaus und in einen Orkan hinein, der Bäume umknickt und nach Belieben tötet. Sie verspricht ihm nicht, heil wieder nach Hause zu kommen. Und er steht zusammen mit den Kindern am Küchenfenster.

\*\*\*

Es sind die Hunde, die schließlich anschlagen, weil jemand vor der Haustür steht. Höchstwahrscheinlich bellen sie eher aus einem Instinkt heraus als wegen des Klingelns. Ana geht wachsam hinaus in den Flur und schaut durchs Fenster. Wer zum Teufel ist jetzt noch draußen unterwegs? Auf der Vortreppe steht eine Frau, die Kapuze ihrer Regenjacke

hochgeschlagen, den zierlichen Körper gegen den Wind gestemmt.

»Ist dein Vater zu Hause?«, ruft sie laut, als Ana die Tür aufstößt, denn der ganze Wald dröhnt, als befänden sie sich in einer Konservendose, mit der mehrere Riesen Fußball spielen.

Der Minibus der Frau steht wenige Meter entfernt auf dem Rasen und schwankt im Wind. Welch ein idiotisches Fahrzeug, wenn man schon bei diesem Orkan unterwegs sein muss, denkt Ana. Außerdem trägt die Frau eine rote Jacke. Ist sie etwa die ganze Strecke von Hed hergefahren? Hat sie nicht mehr alle Tassen im Schrank? Ana ist so in ihre Gedanken vertieft, dass sie kaum reagiert, als die Frau näher kommt und ruft: »Im Wald steckt ein Auto fest, und mein Mann meint, dass mich bei diesem Wetter nur dein Vater dort hinbringen kann!«

Sie spuckt die Worte regelrecht aus, und Ana blinzelt nur, noch immer verwirrt.

»Äh ... was? Ich meine, also, warum ist bei diesem Wetter überhaupt noch ein Auto im Wald unterwegs?«

»Die Schwangere darin steht kurz vor der ENTBINDUNG! Ist dein Vater nun zu Hause oder NICHT?«, faucht die Frau ungeduldig und setzt einen Fuß in die Diele.

Ana versucht sie aufzuhalten, doch der Frau entgeht die Panik in ihrem Blick, und sie stürmt ins Haus. Auf der Arbeitsplatte in der Küche stehen leere Bierdosen und Schnapsflaschen aufgereiht, sorgfältig von der Tochter ausgespült, damit sie in der Glasmülltonne nicht anfangen zu stinken und die Tochter sich nicht vor den Nachbarn schämen muss. Im Wohnzimmer hängen die Arme ihres Vaters zu beiden Seiten leblos von den Lehnen des Sessels herunter, während sich sein Brustkorb im Rhythmus der Atemzüge

eines Alkoholikers mit angegriffener Lunge schwerfällig hebt und senkt.

Die Hebamme steht unter Stress, und das Herz schlägt ihr bis zum Hals, deshalb ist sie nicht darauf vorbereitet, als es ihr geradewegs in die Hose sackt.

»Ich ... verstehe. Entschuldigung ... Entschuldigung, ich wollte nicht stören«, murmelt sie beschämt und dreht sich rasch wieder zur Haustür um, bevor sie hinausstürzt und in ihren Minibus steigt.

Ana zögert kurz, bevor sie ihr hinterhersprintet. Sie hämmert mit der Faust gegen die Seitenscheibe, und die Frau lässt diese zögerlich hinunter.

»Wohin müssen Sie denn?«, ruft Ana.

»Ich muss die Schwangere im Wald finden!«, ruft die Frau, während sie versucht, den Minibus zu starten. Doch die verfluchte Rostlaube gibt nur ein leises Hüsteln von sich.

»Sind Sie nicht mehr ganz richtig im Kopf? Wissen Sie eigentlich, wie gefährlich es da draußen bei diesem Wetter ist?«

»Sie bekommen jeden Moment ihr Kind, und ich bin Hebamme!«, schreit die Frau jetzt sichtlich aufgebracht zurück und hämmert auf das funktionsuntüchtige Armaturenbrett ein.

Im Nachhinein wird Ana nicht genau sagen können, was in diesem Moment in sie gefahren ist. Vielleicht war es eine Eingebung, wie man sie aus Filmen kennt, in denen sich Leute zu etwas berufen fühlen. Vor allem lag es aber wohl daran, dass diese Frau ihr genauso verrückt erschien, wie es die Leute immer von Ana behaupten.

Sie läuft zurück ins Haus, gibt den Hunden Futter und dreht die Lautstärke ihres Lieblingssongs von Maya noch et-

was weiter auf. Dann kommt sie in einer viel zu großen Jacke, die ihr im Wind wie ein Mantel um die Beine flattert, und mit den Autoschlüsseln eines verrosteten Pick-ups in der Hand wieder zurück.

»Wir nehmen Papas Wagen!«, ruft sie laut.

»Dich kann ich aber nicht mitnehmen!«, brüllt die Hebamme zurück.

»Aber Ihre Karre ist scheiße!«, entgegnet Ana.

»Glaubst du nicht, dass ich das nicht selbst wüsste?«, brüllt die Frau wieder.

»Aber es ist verflucht noch mal um einiges sicherer für Sie, wenn ich dabei bin!«, schreit Ana durch das Heulen des Windes.

Die Hebamme starrt die verrückte junge Frau an. Auf eine Situation wie diese wird man während der Ausbildung wahrlich nicht vorbereitet. Schließlich flucht sie resigniert, schnappt sich ihre Tasche und folgt dem Mädchen zum Wagen seines Vaters.

»Ich heiße Hannah!«, ruft sie.

»Ana!«, schreit Ana und zeigt auf sich.

Es scheint geradezu charakteristisch zu sein, dass sich ihre Vornamen ähneln, denn Hannah wird noch viele Gelegenheiten bekommen, sowohl darüber zu fluchen als auch darüber zu lachen, wie ähnlich diese durchgeknallte Achtzehnjährige ihr selbst ist. Sie klettern auf die Vordersitze und müssen all ihre Kraft aufbieten, um die Türen zuzuziehen, während der Sturm auf die Karosserie eindrischt wie ein Hagelschauer. Dann fällt Anas Blick unversehens auf das Gewehr auf der Rückbank, und ihr Gesicht verfärbt sich dunkelrot vor Scham. Sie greift danach und bringt es ins Haus. Als sie wieder zurück ist, murmelt sie ohne jeden Augenkontakt: »Er vergisst

die Knarre immer im Auto, wenn er ... ach, Sie wissen schon. Ich hab es ihm schon mindestens tausendmal gesagt.«

Die Hebamme nickt peinlich berührt.

»Dein Vater und mein Mann haben sich übrigens vor ein paar Jahren während der Waldbrände kennengelernt. Ich nehme an, die Feuerwehrleute riefen deinen Vater an, weil sie wussten, dass er sich im Wald so gut auskennt. Und danach waren sie ein paarmal zusammen jagen. Wahrscheinlich ist dein Vater tatsächlich der einzige Mensch in Björnstadt, den mein Mann respektiert.«

Es ist ein jämmerlicher Versuch, die Stimmung aufzuheitern, sie spürt es selbst.

»Mein Vater ist vielen Leuten sympathisch, nur sich selbst am allerwenigsten«, entgegnet Ana mit einer Überzeugung, die der Hebamme Magenkrämpfe verursacht.

»Vielleicht solltest du doch besser bei ihm bleiben, Ana.«

»Und warum? Er ist eh betrunken. Er wird ja nicht mal merken, dass ich weg bin.«

»Aber mein Mann hat mir aufgetragen, ausschließlich deinem Vater zu vertrauen, wenn ich in den Wald fahre, und niemand anderem. Mir ist ehrlich gesagt nicht ganz wohl dabei, dass du ...«

Ana schnaubt.

»Wenn Ihr Mann glaubt, dass sich nur Kerle im Wald zu rechtfinden, ist er ein Idiot!«

Die Hebamme lächelt resigniert.

»Wenn du glaubst, dass mein Mann nur deswegen ein Idiot ist, dann kennst du dich aber nicht gerade gut aus mit Männern ...«

Sie liegt Johnny schon das ganze Jahr in den Ohren, den Minibus endlich in eine anständige Werkstatt zu bringen,

doch er brummelt immer nur, dass alle Feuerwehrmänner ihre Privatautos selbst reparieren können. Woraufhin sie ihm klargemacht hat, dass alle Feuerwehrmänner nur GLAUBEN, ihre Privatautos selbst reparieren zu können. Manchmal denkt sie, dass es eigentlich ganz simpel ist, verheiratet zu sein: Man muss sich nur einen Streitpunkt suchen, in dem man dem Partner definitiv überlegen ist, und ihn mindestens einmal pro Woche anbringen, bis in alle Ewigkeit.

»Und wo befindet sich der Wagen dieser Schwangeren genau?«, fragt Ana ungeduldig.

Die Hebamme zögert, seufzt und zieht schließlich eine Landkarte aus ihrer Tasche. Sie selbst hat die Hauptstraße nach Björnstadt genommen, wobei ihr Wagen als letzter durchgekommen ist. Als sie im Rückspiegel gesehen hat, wie mehrere Bäume geradewegs auf die Fahrbahn stürzten, hätte sie es eigentlich mit der Angst zu tun bekommen müssen, doch das Adrenalin hat sie unterdrückt.

Jetzt deutet sie auf die Karte und antwortet: »Er muss irgendwo hier draußen sein. Ungefähr da. Anstatt die Hauptstraße zu nehmen, haben sie versucht, über die alten Waldwege abzukürzen, aber mittlerweile sind bestimmt viele davon blockiert. Kann man überhaupt irgendwie dort hingelangen?«

»Das werden wir sehen«, erwidert Ana.

Hannah räuspert sich.

»Sorry, wenn ich frage, aber bist du eigentlich schon alt genug, um einen Führerschein zu haben?«

»Ja! Oder na ja, alt genug schon!«, antwortet Ana ausweichend und legt einen Kavaliertart hin.

»Aber du ... hast einen Führerschein?«, fragt die Heb-

amme leicht beunruhigt, als Ana den Wagen schlitternd auf die Straße lenkt.

»Nein, also nicht direkt. Mein Vater hat mir das Fahren beigebracht. Er ist ziemlich oft betrunken und braucht dementsprechend häufig einen Chauffeur.«

Das beruhigt die Hebamme nicht gerade, genau genommen ganz und gar nicht.

## Kapitel 6

### Superhelden

Matteo ist vierzehn Jahre alt. Er ist nicht wichtig für diese Geschichte, noch nicht. Er gehört nur zu denen, die im Hintergrund vorbeilaufen, ist eines von Tausenden Gesichtern, die die Einwohnerzahl in einem Ort ausmachen. Niemand bemerkt ihn, als er im aufziehenden Orkan durch Björnstadt radelt, und dies nicht nur, weil alle damit beschäftigt sind, möglichst rasch nach Hause zu gelangen, sondern auch, weil Matteo schlicht und einfach ein unauffälliger Typ ist. Auch wenn Unsichtbarkeit eine Superkraft ist, hat er nie davon geträumt, sie zu besitzen. Stattdessen hätte er sich wohl eher übermenschliche Kräfte gewünscht, um seine Familie zu beschützen. Oder die Macht, die Vergangenheit zu verändern, um seine große Schwester zu retten. Aber er ist kein Superheld. Er ist genauso machtlos gegenüber seinem Dasein wie die Kleinstadt, in der er wohnt, gegenüber der sie umgebenden Natur.

Als der Sturm durch die Bäume peitscht und in dem kleinen Haus am Waldrand, das seine Eltern gemietet haben, unvermittelt der Strom ausfällt, ist er allein zu Hause. Seine Eltern sind ins Ausland gefahren, um seine Schwester nach Hause zu holen. Matteo kommt normalerweise gut allein zurecht, allerdings nicht, wenn es im ganzen Haus dunkel ist. Deshalb schnappt er sich sein Fahrrad und fährt los. Der

trotzige Teenager in seinem Kopf weigert sich, jemanden um Hilfe zu bitten, während das verängstigte Kind in seiner Brust zugleich hofft, dass jemand seine Hilfsbedürftigkeit erkennt. Doch niemand hat Zeit für ihn.

Ein großer beliebter Mann im Anzug rauscht in entgegengesetzter Richtung an ihm vorbei. Matteo weiß nicht, wie er richtig heißt, sondern nur, dass alle ihn »Frack« nennen. Er ist der Eigentümer des großen Supermarkts und somit einer der reichsten Menschen in der ganzen Stadt. Der Mann bemerkt den Jungen, an dem er vorbeirauscht, nicht einmal, denn er hat es eilig, zu den Fahnenmasten unten vor der Eishalle zu gelangen, um die grünen Flaggen mit dem Bären darauf einzuholen, damit sie nicht vom Orkan zerfetzt werden. Bei drohender Gefahr gilt sein erster Gedanke also der Rettung von Fahnen anstelle von Menschen.

Als Matteo weiterfährt, sieht er, wie sich die Nachbarn gegenseitig dabei helfen, alle losen Gegenstände aus ihren Gärten zu entfernen. Sie räumen die auf allen Wendeplätzen aufgestellten Eishockeytore und die dazugehörigen Schläger weg. Die Jugendlichen in der Gegend spielen zu dieser Jahreszeit mit Tennisbällen auf dem Asphalt Hockey. Doch sobald Schnee fällt, verwandelt so gut wie jeder Vater sein Grundstück mittels eines Wasserschlauchs in ein Eishockeyfeld. Matteo hat schon viele Nachbarn glucksen hören: »In dieser Stadt haben wir gute Freunde und schlechte Gärten.« Weiter südlich prahlt man vielleicht mit perfekt gestutzten Rasenflächen und penibel gepflegten Beeten, aber hier gehören während der Schneeschmelze Ovale voller Kies sowie Pucks in der Blumenerde zum Status. Um zu zeigen, dass man sich in der kalten Jahreszeit den richtigen Dingen gewidmet hat.

Matteo überlegt oft, ob er sich an einem anderen Ort ebenso fremd und einsam gefühlt hätte wie hier. Ob woanders jemand mit ihm gesprochen hätte, ob er dort Freunde gehabt hätte oder sichtbarer gewesen wäre. Wo du geboren wurdest und zu wem du dort wirst, kommt einer Lotterie gleich, genauso wie das, was an einem Ort richtig und an einem anderen falsch ist. Nahezu in der ganzen Welt würde dich die Besessenheit vom Eishockey zu einem Outsider machen, zu einem Sonderling, hier jedoch nicht. Hier ist es wie mit dem Wetter. In allen gesellschaftlichen Situationen geht es beim Small Talk entweder um das eine oder das andere, in Björnstadt kann man sich weder einem Orkan entziehen noch dem Eishockey.

Draußen wird es rasch dunkel und kalt. Noch ist kein Schnee gefallen, doch der Wind frisst sich bereits durch alle Hautschichten, und da der Junge keine Handschuhe trägt, werden seine Finger taub. Er tritt in die Pedale, ohne darüber nachzudenken, wohin er fährt, nimmt eine Hand vom Lenker, um sie in der Jackentasche etwas aufzuwärmen, und ist für einen Moment unaufmerksam, sodass er das Auto in der Dunkelheit zu spät erblickt. Es kommt wie aus dem Nichts auf ihn zu, und die Lichter blenden ihn. Matteo bremst so heftig, dass sein Fahrrad in Schräglage gerät. Die Scheinwerfer machen ihn blind, und er wartet gradezu auf den Knall. Als dieser ausbleibt, glaubt er zuerst, bereits tot zu sein, bevor es ihm im letzten Augenblick gelingt, das Gewicht zu verlagern und sich samt seinem Fahrrad zur Seite zu werfen. Dabei überschlägt er sich und schürft sich Hände und Arme auf. Er schreit, doch bei dem Sturm hört ihn niemand.

Weder die junge Frau, die den Wagen lenkt, noch die Hebamme auf dem Beifahrersitz sehen ihn in der Dunkelheit. Es ist nur ein kurzer Moment, alles geht rasend schnell, und wenn die Stoßstange den Vierzehnjährigen auch nur leicht berührt hätte, wäre er mit immenser Kraft geradewegs zwischen die Bäume geschleudert worden. Und wenn er dann beim Aufprall das Bewusstsein verloren hätte, wäre sein lebloser Körper wegen des Orkans vermutlich erst Tage später gefunden worden, und die unsichtbaren Fäden zwischen ihm und allem, was nachfolgend passieren wird, wären gerissen. Doch jetzt kommt er langsam wieder auf die Füße, voller blauer Flecke, aber am Leben.

So schmal ist der Grat zwischen der Tatsache, dass wir womöglich nicht einmal von Matteos Existenz erfahren hätten, und der, dass wir seinen Namen schon bald nicht mehr werden vergessen können.

## Kapitel 7

### Kinder

Björnstadt und Hed sind zwei alte Städte in einem noch älteren Wald. Man sagt, dass mit dem Alter die Weisheit zunimmt, doch für die meisten von uns trifft das nicht zu. Wenn wir alt werden, haben wir lediglich mehr Erfahrungen gesammelt, im Guten wie im Schlechten. Und daraus erwächst eher Zynismus als Weisheit. Solange wir jung sind, wissen wir noch nichts von all den Schicksalsschlägen, die uns treffen können – zum Glück, denn sonst würden wir gar nicht erst das Haus verlassen.

Und diejenigen, die wir lieben, würden wir erst recht nicht hinauslassen.

\*\*\*

»Weißt du eigentlich ... wo du hinmusst?«, fragt Hannah beunruhigt.

In ihrer Eigenschaft als Hebamme will sie möglichst rasch vorankommen, doch in ihrer Eigenschaft als Mensch, der an seinem Leben hängt, wünscht sie sich inständig, dass Ana nicht so dermaßen rasen würde, als hätte sie den Wagen geklaut.

Das Mädchen antwortet nicht. Sie trägt die leuchtend orangefarbene und mit Reflektorstreifen versehene Jacke

ihres Vaters mit der Aufschrift »Wildunfall« auf dem Rücken, die ihr um einiges zu groß ist. Er zieht sie bei der Suche nach angefahrenen Tieren immer an. Der ganze Pick-up ist voller Ausrüstung für die Pirsch im Wald bei Dunkelheit, und Ana hat ihre halbe Kindheit damit verbracht, hier draußen hinter ihm und den Hunden herzulaufen. Bislang war sie immer der Auffassung, den Weg sogar blind finden zu können, doch der Orkan scheint sie offenbar einer Prüfung unterziehen zu wollen.

»Du weißt also ... wo du hinmusst?«, fragt Hannah erneut, erhält aber noch immer keine Antwort.

Im Fußraum vor dem Beifahrersitz rollen zwei Tennisbälle herum. Die Hebamme schnappt sich einen und lächelt zaghaft.

»Also ... wie viele Hunde habt ihr?«

Wieder keine Antwort, deshalb räuspert sie sich und redet weiter: »Also ich meine, hier in der Gegend spielt ja wohl keiner Tennis, und in Hed und Björnstadt benutzt man Tennisbälle, soweit ich weiß, nur für Feldhockey und zum Trocknen von Daunendecken oder eben, wenn man Hunde hat ...«

Ana blinzelt nur schweigend in die Dunkelheit und gibt noch mehr Gas.

»Und welche Rasse?«, fragt die Hebamme weiter, bis das Mädchen schließlich seufzt und zurückfragt: »Sie fangen an zu quatschen, wenn Sie nervös sind, oder?«

»Stimmt ...«, gibt die Hebamme zu.

»Ich auch«, gesteht Ana. Dann schweigt sie mehrere Minuten lang. Die Hebamme schließt die Augen und presst die Lippen aufeinander. Sie bemüht sich, den Mund zu halten, doch als ihr Herz irgendwann zu rasen beginnt, gehorchen ihre Lippen nicht mehr: »Mein Mann möchte auch unbedingt Hunde haben! Er hat schon davon geredet, als wir

uns kennenlernten! Ich mag Tiere ehrlich gesagt nicht besonders, aber ich hab überlegt, ihn zum Geburtstag vielleicht mit einem zu überraschen. Mit dem kann er dann auf die Jagd gehen. Ich hab sogar schon mit 'nem Züchter gesprochen. Ein guter Jagdhund muss offenbar so 'ne Art ›Ein- und Ausschalter‹ haben, damit er beim Jagen hochmotiviert ist, sich aber rasch wieder beruhigt, wenn er heimkommt, stimmt das? Ich musste lachen, als ich das hörte. Genau dasselbe wünsche ich mir nämlich für Feuerwehrmänner und Eishockey spielende Kinder ...«

Der Wagen wird noch schneller. Ana linst zur Hebamme hinüber und murmelt: »Dafür, dass Sie Hunde nicht mögen, wissen Sie aber ziemlich viel darüber.«

»Danke!«, lacht die Hebamme und reißt abrupt die Arme schützend vors Gesicht. Sie ist der festen Überzeugung, dass der Wagen mit dem umgestürzten Baum vor ihnen kollidieren wird, dem Ana allerdings in allerletzter Sekunde ausweichen kann.

Dann grummelt das Mädchen: »Übrigens verdammt mutig von Ihnen, mit einer solchen Jacke nach Björnstadt zu kommen. Ich hab extra diese hier angezogen, damit wir nicht überfahren werden, wenn wir auf der Straße stehen, aber Sie tragen eine, auf die die Leute hier absichtlich zielen ...«

»Wie bitte?«, schreit die Hebamme fast, bevor sie feststellt, dass sie die Jacke ihres ältesten Sohnes übergeworfen hat, die rote mit dem Logo von Hed Eishockey auf der Brust. Beim Hinausstürmen hat sie im Flur einfach danach gegriffen, ohne nachzudenken.

Obwohl Tobias die Jacke längst zu klein geworden ist, passt ihr das Teil nicht. Wie schnell doch die Zeit vergeht.

»Verfluchte Scheißmannschaft«, ruft Ana so heftig aus, dass

Hannah augenblicklich wütend wird und kontert: »Nimm dich in Acht! Das ist schließlich die Mannschaft meiner Kinder!«

»Ihre Kinder können ja nichts dafür, dass Sie sie in einer verfluchten Scheißmannschaft spielen lassen«, entgegnet Ana völlig ungerührt.

Die Hebamme starrt sie an. Dann muss sie unweigerlich lächeln.

»Du magst Eishockey also?«

»Ich hasse Eishockey, aber Hed hasse ich noch mehr«, antwortet Ana.

»Unsere erste Mannschaft wird eure in dieser Saison regelrecht vom Eis fegen«, prophezeit die Hebamme hoffnungsvoll, dankbar für jedes nur erdenkliche Gesprächsthema, das für Ablenkung sorgt.

Ana schnaubt verächtlich und nimmt kurz den Fuß vom Gas, um sich im Dunkeln zu orientieren.

»Ihr könnt ja zum Henker noch nicht mal den Flur fegen. Allein wenn man die Zeit stoppt, die eure Verteidiger bis zur Angriffszone benötigen, braucht man ja schon 'nen Kalender ...«, brummelt sie und späht blinzelnd durch die Windschutzscheibe.

Die Hebamme verdreht die Augen.

»Mein Mann hat wirklich recht, nirgends sind die Leute selbstgefälliger als in Björnstadt. Vor nicht allzu langer Zeit stand der ganze Klub noch kurz vor der Pleite, aber jetzt leidet ihr plötzlich an Größenwahn, oder was? Letzte Saison wart ihr doch nur deshalb so gut, weil ihr diesen Amat hattet, stimmt's? Ohne ihn werdet ihr aber nicht mehr so leicht siegen ...«

»Wir haben Amat ja immer noch«, schnaubt Ana und bremst leicht ab.

»Aber ist er nicht längst in den USA und spielt in der NHL? Die Lokalzeitung hat ja im Frühjahr über nichts anderes berichtet: Wie überragend die Jugendarbeit in Björnstadt doch ist, welche Talente ihr hervorbringt, dass ihr jetzt die neue Eishockeystadt seid und wir zum alten Eisen gehören ...«

Die Hebamme hört die Bitterkeit ihres Ehemannes in der eigenen Stimme, was sie überrascht. Doch genauso steht es um die Leute aus Hed mittlerweile: Sie nehmen alles persönlich. Jeder Erfolg für Björnstadt wird auf der anderen Seite der Stadtgrenze als Misserfolg gewertet.

»Amat wurde nie gedrahtet. Er ist wieder zu Hause. Ich glaub, dass er nur verletzt ist ...«, beginnt Ana, verstummt jedoch, als sie erblickt, wonach sie gesucht hat: einen schmalen Weg zwischen den Bäumen, der aber kaum breit genug für den Pick-up ist.

»Dafür, dass du Eishockey hasst, weißt du aber ziemlich viel darüber«, lächelt die Hebamme.

Ana hält vor der Öffnung an, nimmt mit den Augen Maß und holt tief Luft. Dann sagt sie: »Aber egal, ob Amat mitspielt oder nicht, wir schlagen euch trotzdem, und wissen Sie auch, warum?«

»Nein?«

Ana beißt sich auf die Unterlippe und lässt die Kupplung kommen.

»Weil ihr 'ne verfluchte Scheißmannschaft seid. Halten Sie sich fest!«

Dann gibt sie Gas, um nicht im Graben hängen zu bleiben, und steuert geradewegs in den Wald hinein. Die Öffnung zwischen den Bäumen ist zwar gerade breit genug, aber auch keinen Hauch breiter, sodass Ana die Rinde der Bäume über den Lack schaben hört. Der Hebamme bleibt die Luft

weg, es verschlägt ihr buchstäblich die Sprache, und sie stößt unversehens mit dem Kopf gegen die Seitenscheibe. Der Wagen rumpelt noch eine gefühlte Ewigkeit weiter über den unebenen Waldboden, bis Ana auf einmal eine Vollbremsung hinlegt. Sie lässt die Seitenscheibe herunter, streckt den Kopf aus dem Fenster und setzt dann einige Meter zurück, um den Wagen sicher zu parken, falls ein Baum umstürzt.

»Hier!«, ruft sie nur und deutet erst mit einem Nicken auf die Landkarte der Hebamme und dann aus dem Fenster.

Beim Aussteigen sieht die Hebamme im Dunkeln nicht einmal die Hand vor Augen, und Ana bedeutet ihr, sich an ihrer Jacke festzuhalten. Die Hebamme ergreift einen Zipfel des orangen Stoffs, und das Mädchen führt sie das letzte Stück durch den Wald, während sich beide vor dem Wind ducken. Hannah ist es unbegreiflich, woran sich Ana orientiert. Es kommt ihr geradezu so vor, als würde das Mädchen den Weg erschnüffeln, doch dann erreichen sie unversehens das Auto. Darin hören sie schon die Schreie der Frau und die Rufe des Mannes: »Jetzt kommt jemand, Liebes! Jetzt kommt der Krankenwagen!«

Als ihm aufgeht, dass kein Krankenwagen gekommen ist, wird er wütend. Auch wenn die Angst manche Menschen zu Helden werden lässt, zeigen sich die meisten von uns in ihrem Schatten eher von ihrer schlechtesten Seite. Die Hebamme ist davon überzeugt, dass die Enttäuschung des Mannes weniger mit der Wahl des Fahrzeugs zu tun hat, mit dem sie hergekommen sind, sondern er vielmehr männliche Sanitäter erwartet hat.

»Haben Sie denn überhaupt eine Ahnung von diesen Dingen?«, will er wissen, als Hannah sich zu der Frau auf die Rückbank setzt und beruhigend auf sie einredet.

»Und als was arbeiten Sie?«, fragt die Hebamme in beherrschtem Ton zurück.

»Als Maler«, bringt er nach heftigem Räuspern hervor.

»Wie wäre es also, wenn ich heute bestimmen darf, wie wir Ihre Frau entbinden, und Sie dann beim nächsten Mal bestimmen können, wenn wir eine Wand spachteln?«, fragt sie und schiebt ihn sanft aus dem Wagen.

Ana setzt sich mit manisch flackerndem Blick auf den Beifahrersitz, der Mann steigt neben ihr ein.

»Was kann ich tun?«, fragt sie begierig.

»Mit ihr reden«, antwortet die Hebamme.

»Und worüber?«

»Egal.«

Ana nickt verwirrt, wirft einen Blick über die Rückenlehne auf die Gebärende und begrüßt sie: »Hallo!«

Die Frau ringt sich zwischen den Wehen ein Lächeln ab.

»Hallo ... hallo ... sind Sie auch Hebamme?«

Der Mann unterbricht sie verzweifelt: »Machst du Witze, Liebes? Sie ist ja verflucht noch mal kaum älter als zwölf!«

»Ach, verpissen Sie sich doch mit Ihrem Pinsel, und streichen Sie irgendeine Wand an, Sie Dämlack!«, schnauzt Ana ihn an, woraufhin die Hebamme laut lachen muss.

Der Mann ist dermaßen beleidigt, dass er aus dem Auto springt und die Tür hinter sich zuknallen will. Allerdings wird seine dramatische Geste durch den Sturm gedämpft. Draußen gelingt es ihm kaum, aufrecht zu stehen, aber mit dem Wind in den Augen fällt es ihm möglicherweise leichter, sich einzureden, dass seine Tränen nicht von der Angst herrühren.

»Und wie heißen Sie?«, fragt die Frau auf der Rückbank keuchend.

»Ana.«

»Danke ... danke, dass Sie gekommen sind, Ana. Entschuldigen Sie, mein Mann ist ...«

»Er ist ja nur fuchsigt, weil er Sie liebt und Angst hat, dass Sie und das Kind sterben könnten, und er nichts dagegen tun kann«, sprudelt es aus Ana heraus.

Die Hebamme wirft ihr einen warnenden Blick zu, und Ana verteidigt sich grummelnd: »Sie haben doch gesagt, dass ich mit ihr reden soll!«

Die schwangere Frau auf der Rückbank lächelt ermattet.

»Dafür, dass Sie noch so jung sind, wissen Sie aber so einiges über Männer.«

»Die glauben immer, dass sie uns, verflucht noch mal, andauernd beschützen müssen, als wären wir auf ihren verfickten Schutz angewiesen«, schnaubt Ana.

Jetzt müssen die Hebamme und die Frau auf der Rückbank beide lachen.

»Haben Sie einen Freund?«, fragt die Frau.

»Nein. Oder doch. Aber er ist tot!«

Die Frau starrt sie an. Ana hüstelt schuldbewusst und fügt hinzu: »Aber SIE werden ganz bestimmt nicht sterben!«

Daraufhin sagt die Hebamme freundlich, aber bestimmt, dass es trotz allem vielleicht gar nicht verkehrt sei, einen Moment lang zu schweigen. Als die Frau wenig später unvermittelt aufschreit, stürzt ihr Mann zurück ins Auto, um ihre Hand zu halten. Kurz darauf wird auch er laut schreien, als sie ihm fast die Finger bricht.

\*\*\*

Johnny sitzt die ganze Nacht am Küchenfenster, ein unerträglicher Ort für einen Feuerwehrmann. Auf dem Fußboden um ihn herum verteilt schlafen alle vier Kinder auf Matratzen. Ture, der Jüngste, in den Armen von Tess, der Ältesten. Tobias und Ted, die beiden Mittleren, anfänglich ein Stück entfernt, aber schon bald so dicht wie möglich neben den anderen Geschwistern. In Krisensituationen suchen wir selbst im Schlaf instinktiv nach dem Einzigen, was wirklich von Bedeutung ist: den ruhigen Atemzügen der anderen und ihrem Puls, an dem sich unser eigener orientieren kann. Der Vater legt seinen Söhnen und seiner Tochter hin und wieder sachte eine Hand auf den Rücken, nur um sich zu vergewissern, dass sie noch atmen. Eigentlich gibt es keinen Grund zu glauben, dass sie es nicht tun könnten, doch das Elternsein entbehrt nun mal jeglicher Logik. Kurz bevor er zum ersten Mal Vater werden sollte, sagten alle nur: »Mach dir keine Sorgen.« Was für ein Blödsinn. Wenn du den ersten Schrei deines neugeborenen Kindes hörst, kennt die Liebe, die in deiner Brust entflammt, keine Grenzen. Von da an erlebst du alle Gefühle, die du jemals empfunden hast, bis an die Grenzen des Absurden gesteigert, denn Kinder öffnen jegliche Schleuse in unserem Inneren. Du bist noch nie zuvor so glücklich und noch nie so besorgt gewesen. Sag also niemals zu irgendwem »Mach dir keine Sorgen«. Man kann einfach keinen Menschen so stark lieben, ohne sich um ihn Sorgen zu machen, für immer und ewig. Johnny sprengt es manchmal regelrecht den Brustkorb, und er verspürt geradezu einen physischen Schmerz, der ihn in die Knie zwingt, um tief Luft zu holen. Außerdem knackt es in seinen Knochen, und sein ganzer Körper fühlt sich zu eng an, weil die Liebe nie genügend Platz findet. Er hätte es besser wissen müssen und keine vier Kinder in die Welt setzen

dürfen. Er hätte es sich vorher überlegen sollen, doch damals haben eben alle gesagt »Mach dir keine Sorgen!«. Und er war ein Idiot, der sich leicht überreden ließ. Zum Glück. Wir reden uns ein, dass wir diejenigen, die wir lieben, beschützen können, denn wenn wir die Wahrheit akzeptierten, würden wir sie nie aus den Augen lassen.

Johnny harrt die ganze Nacht lang am Küchenfenster aus und versteht zum ersten Mal wirklich, was seine Frau in jeder Nacht ohne ihn Stunde um Stunde empfunden haben muss, seit sie sich ineinander verliebten: Was soll ich nur machen, wenn du nicht wieder nach Hause kommst?

\*\*\*

Hannah merkt sofort, wenn irgendetwas nicht stimmt. Das Gespür dafür beruht zwar zum größten Teil auf Übung und Erfahrung, aber nach so vielen Berufsjahren kommt noch etwas anderes hinzu. Wenn die Hebamme es nicht besser wüsste, würde sie es als Eingebung bezeichnen. Es handelt sich meist nur um minimale Abweichungen, die geringste Farbveränderung der Haut oder auch die Tatsache, dass sich der zerbrechliche Brustkorb um einen Bruchteil zu langsam hebt und senkt. Sie weiß es, schon bevor es eintritt. Eigentlich müsste eine Geburt sowieso ein Ding der Unmöglichkeit sein, denn das Meer ist unendlich groß und unser Schiff so fragil, dass eigentlich überhaupt keiner von uns je eine Chance hätte haben dürfen.

Auch Ana hat jetzt Angst. Als der Wind einen knapp hinter ihnen stehenden Baum umknickt, hört es sich im Wageninneren an wie ein Pistolenschuss, und als er zu Boden kracht

und das Auto um weniger als eine Handbreit verfehlt, schaben die Äste laut kreischend über die Karosserie, sodass ihr noch minutenlang die Ohren klingeln. Die Erde bebt regelrecht, und als die Orkanböen noch heftiger werden, fürchten alle, dass noch weitere Bäume auf sie hinabstürzen. Plötzlich kommt etwas durch die Luft auf sie zugeflogen und schlägt gegen die Windschutzscheibe. Vermutlich ist es nur ein Stein oder ein dicker Ast, doch die Wucht des Aufpralls ist so groß, dass es sich anhört wie eine Kollision mit einem Elch bei Tempo hundert. Es grenzt geradezu an ein Wunder, dass die Scheibe nicht zerbricht.

Trotz des Chaos und des wahnsinnigen Lärms um sie herum bleibt die Stimme der Hebamme ruhig und Vertrauen einflößend. Sie verspricht der Frau, dass alles gut werden wird. Der Ehemann hockt mittlerweile leichenblass und zusammengekauert auf dem Fahrersitz, neben Ana. Als kurz darauf der erste Schrei des Neugeborenen ertönt, hört die Erde auf, sich zu drehen. Die Hebamme schenkt den frischgebackenen Eltern ein routiniertes Lächeln, und erst, als sie Blickkontakt zu Ana aufnimmt, begreift das Mädchen, das etwas nicht stimmt. Die Hebamme beugt sich zum Beifahrersitz vor und flüstert: »Wie nah kannst du den Wagen deines Vaters heranfahren?«

»Ganz nah!«, verspricht Ana.

»Was ist denn los? Warum flüstern Sie?«, ruft der Mann panisch und packt die Hebamme so fest am Arm, dass diese aufschreit. In diesem Moment reagiert Ana instinktiv: Sie verpasst ihm geradewegs einen Kinnhaken.

Sein Kopf schlägt gegen die Seitenscheibe. Die Hebamme starrt erst ihn und dann Ana an. Das Mädchen blinzelt beschämt.

»Sorry. Ich wollte nicht so fest zuschlagen. Äh, ich geh und hol den Wagen.«

Der Mann krümmt sich vor Schmerzen, er hängt über dem Lenkrad, und von seiner Lippe tropft Blut. Die Stimme der Hebamme klingt sanft, ihre Worte sind allerdings umso bestimmter: »Ihre Frau und Ihr Kind müssen ins Krankenhaus, und zwar sofort. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass Sie uns nicht auf irgendwelchen Tapetenbahnen dort hinfliegen können. Das junge Mädels da draußen mag vielleicht etwas überreagiert haben, aber sie ist, tja, sie ist schließlich alles, was wir jetzt haben. Begreifen Sie, was ich sage?«

Der Mann nickt verzweifelt.

»Wird ... also, wird unser Kind, wird es ...?«

»Wir müssen ins Krankenhaus«, flüstert die Hebamme und sieht in seinem Blick, wie ihm das Herz stehen bleibt.

Ana stürmt mit ausgebreiteten Armen zwischen den Bäumen hindurch, damit sich ihre Fingerspitzen einprägen, wo genau das Auto steht. Dann setzt sie den Pick-up ihres Vaters blind zwischen den Baumstämmen zurück. Äußerst vorsichtig verfrachten die Hebamme und der frischgebackene Vater daraufhin die junge Mutter mit dem Neugeborenen von einem Fahrzeug ins andere, und als Ana losfährt, verlässt sie sich ganz auf ihr Gefühl. In der Dunkelheit kann sie nur wenige Meter weit gucken, doch mehr benötigt sie auch nicht, immer nur ein paar Meter und dann noch ein paar. Keiner von ihnen sieht, wie kurz darauf der dickste Baum von allen ins Schwanken gerät und bricht, bevor er im Dunkeln mit voller Wucht auf das Auto stürzt, das sie gerade verlassen haben. Und vielleicht ist das auch gut so. Nicht immer gereicht es einem zum Segen, wenn man weiß, wie knapp man dem Tod entronnen ist.

Die junge Mutter auf der Rückbank macht trotz aller Entkräftung und Verstörtheit Ansätze, etwas zu sagen, und die Hebamme muss sich zu ihr hinunterbeugen, um es zu verstehen.

»Sie möchte dir sagen, dass ihr diese Sache mit deinem Freund aufrichtig leidtut«, gibt die Hebamme an Ana weiter und legt ihr sachte eine Hand auf die Schulter.

Der Mann auf dem Beifahrersitz hat Blut am Hemdkragen und ist außer sich vor Scham.

»Was ... ist denn mit Ihrem Freund?«

»Er ist gestorben, aber keine Sorge, das ist schon zwei Jahre her. Ich hab ihn geliebt, aber manchmal war er auch ziemlich anstrengend!«, gibt Ana freimütig zu.

Sie steuert den Wagen auf abenteuerliche Weise zwischen zwei Baumstämmen hindurch, und für ein paar Sekunden fühlt es sich an, als würden alle vier Räder gleichzeitig abheben. Während der Mann nur eine undurchdringliche schwarze Masse vor der Windschutzscheibe sieht, lenkt Ana das Fahrzeug unvermittelt auf festen Untergrund, und sie haben den Weg erreicht.

»Und wie hieß er? Ihr Freund?«, ruft der Mann, hauptsächlich, um sich bemerkbar zu machen.

»Vidar!«, ruft Ana zurück und gibt Gas, woraufhin sich alle panikartig an die Türgriffe klammern. Es ist vielleicht nicht gerade der günstigste Zeitpunkt für das, was sie noch hinterherschickt: »Er starb bei einem Autounfall!«

## Kapitel 8

### Jäger

»Achtung! Was zum Teufel ...«

Der Fahrer legt eine Vollbremsung hin, die Reifen rutschen quietschend über den Asphalt, er hupt wütend und brüllt etwas durch die heruntergelassene Seitenscheibe. Doch die junge Frau vor ihm auf der Straße geht in aller Ruhe weiter, als sei nichts geschehen. Hier unten in der Hauptstadt ist es Abend und nahezu windstill, von den Stürmen in den nördlichen Wäldern des Landes weiß noch niemand etwas. Nicht einmal Maya Andersson. Willst du Björnstadt verstehen? Dann musst du die junge Frau verstehen, die diesen Ort verlassen hat.

Der Autofahrer hupt erneut, diesmal eher resigniert als wütend, und Maya merkt anfänglich noch nicht einmal, dass es ihr gilt. Sie hat die Straße bei Rot überquert und hüpfte nun leichtfüßig auf den gegenüberliegenden Bürgersteig, um danach ihren Weg zwischen Hochhäusern und Baustellen hindurch fortzusetzen. Sie hat nur zwei Jahre gebraucht, um ein neuer Mensch zu werden. Eine Großstädterin.

Der Autofahrer ruft ihr noch etwas hinterher, sie hört nicht einmal, was, dreht sich jedoch um und erblickt die Buchstaben auf dem Nummernschild des Wagens.

AVS

Es kommt ihr vor, als hätte sie an die Kombination genau dieser Buchstaben zuletzt in einem anderen Leben gedacht, so sehr hat Maya sich verändert. Der Autofahrer fährt demonstrativ mit Vollgas davon. Maya fällt erst Sekunden später auf, dass sie mitten auf dem Gehweg steht und träumt, sodass sich die Leute mit den Ellbogen einen Weg um sie herum-bahnen müssen. Sie weiß nicht recht, was heute mit ihr los ist, sie hat schon den ganzen Abend richtig gute Laune und fühlt sich angenehm leicht. Sie ist unterwegs zu einer Party mit ihren Kommilitonen von der Musikhochschule und verspürt einen erwartungsfrohen Rausch. Es kommt ihr vor, als hätte sie gerade erst gelernt, deswegen kein schlechtes Gewissen mehr zu haben. Sie darf sich freuen, das hat sie sich in den vergangenen Monaten immer wieder eingetrichtert. Sie darf Spaß haben. Doch schon in wenigen Stunden wird sie sich dafür hassen. Maya hat sich immer gefragt, wie weit sie es mit ihrem musikalischen Talent würde bringen können, und dies ist die Antwort darauf: so weit, dass sie nicht einmal weiß, dass ganz Björnstadt gerade vom Orkan durchgepeitscht wird, während sie auf eine Party geht.

Auf dem Display ihres Handys sieht sie einen verpassten Anruf von Ana, verschiebt den Rückruf aber auf später. So weit entfernt voneinander leben sie jetzt, dass sie nicht umgehend zurückruft. So weit, dass sie nicht mehr direkt miteinander verbunden sind.

Sie geht rasch weiter. Als sie gerade nach Stockholm gezogen war, kapierte sie nicht, warum alle Leute hier so schnell gingen. Doch jetzt stört sie sich wahnsinnig an den Leuten in Björnstadt, wenn sie dorthin zurückkommt, und daran, dass in dem Ort alles so langsam vonstattengeht. Sie hat den Mann im Auto bereits vergessen, so angepasst ist sie schon an die

Großstadt: Man muss alle Leute, denen man begegnet, umgehend wieder vergessen, sonst bleibt im Gehirn nicht genügend Platz für alle anderen Eindrücke. Niemand darf irgendeine Bedeutung erlangen.

In den Wäldern im Norden, wo sie aufgewachsen ist, tobt ein Orkan, während sie hier nicht einmal ihren dünnen Mantel zugeknöpft hat, selig unberührt von irgendwelchen Stürmen, die über Häuser und Menschen hinwegfegen. Sie bekommt eine SMS von ihren Kommilitonen auf der Party und sieht schon an den Tippfehlern, dass alle bereits betrunken sind. Sie lacht, denn manchmal wird ihr mit einem Schlag das Bemerkenswerte an ihrer Situation bewusst: dass sie es in weniger als vier Semestern geschafft hat, völlig neue Freundschaften zu knüpfen. Als sie zuletzt in Björnstadt war, rutschte ihr kurz vor der Rückfahrt nach Stockholm sogar heraus, dass sie »nach Hause« fahren würde. Sie sah ihrem Vater an, wie sehr es ihn verletzte, und bis heute herrscht noch eine Art Schweigen zwischen ihnen. Er war nicht bereit, sie loszulassen. Eltern sind nie bereit dazu, ihnen bleibt einfach nur keine andere Wahl.

Maya ist sich dessen bewusst, dass alle glauben, sie sei nur hergezogen, um erwachsen zu werden, doch das Gegenteil ist der Fall. Kevin hat ihr so vieles genommen, viel mehr, als sie in Worte fassen kann. Während für ihn die Vergewaltigung nur ein paar Minuten dauerte, endete sie für Maya nie. Er hat ihr alle strahlenden Sommermorgen genommen, die klare Herbstluft, den Schnee unter den Füßen, das herzhaftes Lachen in der Brust, alles, was sich leicht anfühlte. Die meisten Menschen können den genauen Augenblick nicht benennen, an dem ihre Kindheit endete. Maya hingegen kann es: Kevin hat ihr die Kindheit genommen. Doch bevor sie herzog,

riss und zerrte und kratzte sie ein kleines Stück davon los und holte es sich zurück. Sie brachte sich bei, wieder naiv zu sein, weil sie noch nicht erwachsen werden wollte. Sie wollte kein Leben ohne Illusionen führen, wollte nicht wahrhaben, dass auch sie eines Tages ihre eigenen Kinder nicht würde beschützen können. Dass alle Mädchen zu Opfern werden können und alle Jungen zu Tätern.

Letztlich kam es ihr vor, als hätte nur ihre Mutter ernsthaft verstanden, warum sie wegzog. »Ich bin so wütend auf dich, weil du mich verlässt, aber noch wütender wäre ich gewesen, wenn du geblieben wärest«, flüsterte Mira ihrer Tochter am letzten Morgen in Björnstadt ins Ohr. »Versprich mir, vorsichtig zu sein, immer, aber auch ... ach ... es manchmal auch *nicht* zu sein. Werde nicht erwachsen, jedenfalls nicht auf einen Schlag, sei auch mal ein bisschen ausgelassen und verantwortungslos. Aber bitte nicht zu oft!« Maya lachte und weinte und umarmte am Bahnhof erst sie und dann ihren Vater, der sie erst losließ, als sich der Zug bereits in Bewegung setzte. Sie sprang hinein, kurz darauf schloss sich der Wald um die Fenster, und dann war Björnstadt nicht länger ihr Zuhause.

Sie gewöhnte sich rasch an die Menschenmengen, den Berufsverkehr und nicht zuletzt an die Freiheiten, die einem die Anonymität hier unten gewährt. Letztere schien ihr die Antwort auf alles zu sein. »Wenn keiner weiß, wer man ist, darf man sein, wer man will«, sagte sie im ersten Frühling am Telefon zu Ana.

»Darauf scheiß ich aber, ich mag dich so, wie du bist, warum willst du dich also verändern?«, zischte Ana. Kein geringes Kompliment von einem Mädchen, das Maya einst, als sie beide noch klein waren und während sie gerade zum

ersten Mal versuchte, Feuer zu machen, anblickte und sagte: »Echt jetzt, mehrere Millionen Spermien, und ausgerechnet DU hast es geschafft? Unglaublich!!!« Ana wird den Wald niemals verlassen, denn ihre Wurzeln reichen tiefer als die der Bäume, was Maya sowohl unbegreiflich als auch beneidenswert findet. Die Wahrheit lautet wahrscheinlich, dass sie selbst nicht einmal mehr weiß, wo ihr »Zuhause« ist. Inzwischen benutzt sie sogar Anführungszeichen, wenn sie nur über das Wort nachdenkt. Sie hat versucht, Ana zu erklären, dass sie sich mittlerweile eher wie eine Nomadin vorkommt, was Ana jedoch nicht nachvollziehen konnte, denn Nomaden überleben den Winter in Björnstadt nicht. Wenn man an diesem Ort abends nicht nach Hause zurückfindet, ist man bereits vor der Morgendämmerung erfroren. Als Maya ihr schließlich erklärte: »Hier darf ich das sein, was ich tue, aber in Björnstadt bin ich nur das, was mir passiert ist«, da begriff Ana.

Maya bekommt gerade eine neue SMS von einer Kommilitonin auf der Party. Sie überquert eine weitere Straße, um die Strecke durch den großen Park abzukürzen. Sie will schneller am Ziel sein und verschwendet keinen Gedanken daran, wer oder was sich in den dunklen Büschen verbergen kann. So sehr hat sie sich bereits verändert.

AVS

Sie folgt dem schmalen Kiesweg und befindet sich bereits im Park, als die Buchstaben auf dem Nummernschild unvermittelt wieder in ihr Bewusstsein dringen. Die Erinnerungen konkurrieren um die Gefühle, die sie in ihr auslösen dürfen. Zuerst muss sie an Ana denken und fängt fast an zu

lachen, bevor sie wenig später beinahe in Tränen ausbricht. Es kommt ihr vor, als hätte sie schon Ewigkeiten nicht mehr an Ana gedacht, obwohl sie doch gerade erst kürzlich miteinander telefoniert haben, oder? Oder war es schon wieder eine Woche her?

Der Abstand zwischen den Laternen im Park wird größer, der Geräuschpegel des Verkehrs und das Stimmengewirr nehmen ab, und sie wird langsamer, ohne weiter darüber nachzudenken. Sie vergisst, sich umzudrehen, und merkt nicht, dass der Mann einige Meter hinter ihr ebenfalls langsamer wird. Als sie die Schrittfrequenz erhöht, geht er ebenfalls schneller.

Eigentlich hätte sie erwartet, Ana im Lauf der Zeit immer weniger zu vermissen, aber das Gegenteil ist der Fall. Sie erinnert sich zum Beispiel noch genau an ihren Gesichtsausdruck, als sie damals rief: »Du weißt doch: AVS – Abschießen. Verscharren. Schweigen!?!«

»Hä?«, fragte Maya, woraufhin Ana, noch immer völlig fassungslos angesichts Mayas gebündeltem Unwissen über die Welt, schnaubte: »Hast du im Ernst noch nie was davon gehört!? Also Toronto, diese Stadt, in der du vorher gelebt hast, liegt aber schon auf dem Planeten ERDE, oder? Manchmal kommt es mir vor, als hätte man dich in 'nem Labor zusammengesetzt. Deswegen siehst du nämlich auch so gut aus. Aber die Leitungen da drinnen sind irgendwie nicht richtig verstopft!«, meinte sie grinsend, während sie mit den Fingernägeln gegen Mayas Schädeldecke klopfte.

Maya kam sich vor wie eine Außerirdische. In ihrer Erinnerung war ihr gesamtes erstes Jahr in Björnstadt von Verwirrung und Angst geprägt gewesen, wegen der Wildnis, aber nicht zuletzt auch wegen der Menschen. Dieser Ort schien

eine Trauer im Herzen zu tragen, und es lag fortwährend eine gewisse Gewaltbereitschaft in der Luft. Sie begriff einfach nicht, wie Menschen freiwillig so leben konnten, in einer kleinen Ansammlung von Häusern, umgeben von Dunkelheit, Kälte und Bäumen. Bäume, Bäume, Millionen von Bäumen, wohin man auch schaute. Die schmale Straße durch den Wald, die man benutzen musste, um in den nächsten Ort zu gelangen, schien in eine Welt ohne Horizont oder vielmehr geradewegs in die Unendlichkeit zu führen und irgendwann im Abgrund zu verschwinden. Maya war damals letztlich noch ein Kind gewesen, und in allen Märchen, die man ihr vorgelesen hatte, lebten an Orten wie diesem ausschließlich Hexen. Sie dachte, dass sie sich niemals eingewöhnen würde, doch Kinder gewöhnen sich an fast alles.

Während sie vom Kind zum Teenager heranwuchs, merkte sie nicht, wie sehr die Stadt sie veränderte. Bevor sie von dort wegzog, wusste sie ja nicht einmal, dass sie einen Dialekt sprach. Dort im Wald zog Ana sie auf, weil sie angeblich die Vokale falsch aussprach, doch wenn Mayas neue Kommilitonen an der Musikhochschule sie foppen wollten, machten sie sich darüber lustig, dass ihre Verben keine Zeitformen konnten. Sie tat so, als fände sie es lustig, obwohl die Kommilitonen ihren Dialekt völlig falsch nachahmten.

Daraufhin versuchte sie, so zu singen, wie die Dozenten es sie lehrten, und an ihrer Stimme zu feilen, bis sie wie die der anderen klang. Die meisten ihrer Kommilitonen hatten schon seit dem Kindesalter Musikschulen besucht und teuren Privatunterricht erhalten. Sie beherrschten dementsprechend alle geheimen Codes und wussten genau, was von ihnen erwartet wurde. Maya hingegen war nur aufgrund ihres Talents angenommen worden. In den ersten Monaten weinte

sie nachts viel, anfänglich aus Unsicherheit und später vor Wut. Es kam ihr vor, als hätte es bei allen anderen ausgereicht, das Kind wohlhabender Eltern zu sein und einigermaßen singen zu können, damit sie an dieser Schule angenommen wurden, während Maya selbst nichts Geringeres als die Beste sein musste, um denselben Weg einschlagen zu können. Die mit Abstand Beste.

Als während ihres ersten Semesters einer der Dozenten über die Musikindustrie sprach, meinte er, man müsse sich klarmachen, »dass wir in einem kleinen Land leben«. Maya dachte, dass dieser Satz nur von einem Menschen stammen konnte, der nicht in der Lage war, eine Landkarte zu lesen, und zwei Drittel des Landes einfach unterschlug. Und als sie feststellte, dass einige ihrer Kommilitonen glaubten, in der Mitte des Landes zu wohnen anstatt fast ganz im Süden, verschlug es ihr die Sprache. Sie musste an Anas Vater denken und daran, dass er draußen im Wald mitunter auf Touristen aus den südlichen Landesteilen stieß, die sich darüber wunderten, wie weit man wandern konnte, ohne auch nur ein Haus zu erblicken, und daran, wie er dann jedes Mal beim Nachhausekommen brummte: »Sie glauben, dass ihnen das Land gehört, wissen aber noch nicht mal, dass siebzig Prozent davon Wald sind! Die landesweit bebauten Flächen betragen gerade mal drei Prozent! Drei!!!« Einmal brüllte er sogar in Mayas Gegenwart: »In diesem Land gibt es weniger Felder als Moore, aber wahrscheinlich wissen sie nicht mal, was ein Moor ist, oder?«, woraufhin Ana ihrer Freundin flüsternd erklären musste, was ein Moor ist, damit diese zustimmend nicken konnte. Und jetzt war sie selbst umgeben von Leuten, die keine Ahnung hatten. Schließlich wurde ihr klar, dass eigentlich die Kommilitonen mit ihren Marken-

klamotten und dem weltgewandten Lächeln die ungebildeten Hinterwäldler waren und nicht sie selbst. Von da an weinte sie nachts nicht mehr. Sie löste sich aus ihrer passiven Position und ergriff selbst die Initiative, hörte auf, die Stimmen anderer nachzuzahlen, und sang stattdessen mit ihrer eigenen. An diesem Punkt wendete sich das Blatt.

Im letzten Winter entdeckte sie eine kleine künstliche Eisfläche irgendwo zwischen Hochhäusern und Hauptverkehrsstraßen, und tags darauf nahm sie mehrere Kommilitonen mit dorthin. Sie kann sich noch heute ganz genau daran erinnern, wie schockiert sie darüber war, dass viele von ihnen gar nicht eislaufen konnten. In Björnstadt hingegen können alle Kinder eislaufen. Dort gibt es vermutlich mehr Kids, die nicht Fahrrad fahren können, aber wie kann es sein, dass jemand nicht eislaufen kann? Als es irgendwann Herbst wurde, beklagten sich ihre neuen Freundinnen über die Kälte und darüber, dass sie die Dunkelheit so furchtbar »deprimiere«, und Maya schämte sich, als sie merkte, wie rasch sie die anderen wegen ihrer Schwächen verachtete. Deprimiert angesichts der Dunkelheit in einer Stadt, in der immer und überall Licht brennt? Kälte? Hier herrscht doch keine KÄLTE!

Sie erinnert sich auch noch gut daran, wie es ihr den Atem verschlug, als sie im Alter von sechs Jahren einmal allein auf dem See in Björnstadt Schlittschuh lief und im Eis einbrach. Das war echte Kälte. Damals waren sie gerade neu dorthin gezogen, und niemand wusste, dass sie sich unten am See aufhielt. Sie wäre gestorben, wenn nicht unvermittelt diese Hand aus dem Nichts aufgetaucht wäre und sie herausgezogen hätte. Ana, so schwächling, als bekäme sie zu Hause nichts zu essen, aber schon damals bärenstark, saß dort neben ihr

auf dem Eis mit weit aufgerissenen Augen und fragte, was nur in sie gefahren sei. Hatte sie etwa die Farbveränderungen im Eis nicht gesehen? Kapierte sie denn gar nichts? Ana hielt Maya für einen Dummkopf und Maya Ana wiederum für eine Idiotin, und die beiden wurden sofort beste Freundinnen. Ana brachte Maya das Schießen mit dem Gewehr bei, woraufhin Anas Vater brummte, dass die beiden wohl die kleinste Jagdgesellschaft in der ganzen Gegend seien, vermutlich sogar die gefährlichste. Manchmal gelang es Maya für einen kurzen Moment, sich einzubilden, dass sie dort in Björnstadt zu Hause sei. Aber es hielt nie lange an.

Einmal, als sie noch klein waren, übernachteten die beiden bei Ana. Sonst übernachteten sie bevorzugt bei Maya, aber an diesem Tag hatten sie eigentlich vorgehabt, im Wald zu schlafen. Da das Wetter jedoch schlecht wurde, trotteten sie zurück zu dem näher liegenden Haus. Am späten Abend hörten sie das Telefon klingeln und kurz darauf die Stimme von Anas Vater. Irgendjemand hatte einen Wolf gesichtet, woraufhin Anas Vater verbissen fragte: »Aber ihr habt ihn doch wohl nicht den Bullen gemeldet, oder?«

Maya begriff nicht, was das bedeutete, deshalb erklärte Ana ihr leise: »Normalerweise muss man es den Behörden melden, wenn man einen Wolf gesehen hat, aber wenn man das tut, *existiert* dieser Wolf, kapiert?« Maya kapierte gar nichts, woraufhin Ana seufzend verdeutlichte: »Wenn dieser Wolf existiert, vermissen ihn die Behörden, sobald er verschwindet. Aber das, was nicht existiert, kann auch nicht verschwinden. Deshalb ... AVS – Abschießen. Verscharren. Schweigen.«

Kurz darauf wurde Anas Vater von einem anderen Mann zu Hause abgeholt, auf dem Beifahrersitz seines Pick-ups

lagen Gewehre und auf der Ladefläche mehrere Spaten. Als die beiden in der Morgendämmerung wieder zurückkehrten, waren ihre Stiefel voller Erde und Blut. Abschießen – Verscharren – Schweigen. So hat Maya es gelernt.

Als Mira sie wenige Stunden später bei Ana abholte, ließ sich Maya nichts anmerken, und es sollte noch mehrere Jahre dauern, bis sie begriff, dass sich ihre Mutter ebenso wenig hatte anmerken lassen. Sie wusste sehr wohl, was mit dem Wolf geschehen war, alle in Björnstadt wussten es.

Maya fragt sich, ob ihre Mutter wohl auch manchmal darüber nachdenkt, inwieweit dieses Schweigen mit all den anderen Momenten des Schweigens zusammenhing, das Björnstadt die Kinder im Ort lehrte.

Die Einzige, die nicht schwieg, war Ramona. Maya war es erst kürzlich wieder eingefallen, und es war eine von diesen Erinnerungen, die das Gehirn bereits archiviert hatte, die aber hier, am anderen Ende des Landes, schlagartig wieder aufpoppte: Wenige Tage, nachdem sie gelernt hatte, was die Abkürzung AVS bedeutet, musste sie Ana zur Kneipe »Zum Bärenpelz« begleiten, um die Autoschlüssel bei Anas Vater abzuholen. Mitunter war er so betrunken, dass er seinen Wagen für zwei letzte Flaschen Bier feilbot, und Ramona spielte das Spiel jedes Mal mit, weil sie es für besser hielt, wenn er mit den Bierflaschen intus zu Fuß nach Hause ging, anstatt zu fahren. An diesem Tag lag jedoch dummerweise Anas Schulrucksack im Kofferraum, und sie benötigte am nächsten Morgen ihr Mathebuch, deshalb blieb den Mädchen nichts anderes übrig, als dort vorbeizugehen. Mayas Eltern wären natürlich außer sich gewesen, wenn sie erfahren hätten, dass Maya im »Bärenpelz« war, denn dort hingen lauter Männer in schwarzen Jacken herum, die sich an jedem Eishockey-

abend mit den Fans der gegnerischen Mannschaft prügeln und an fast allen anderen Abenden miteinander. Ramona reichte Ana die Autoschlüssel über die Theke und forderte sie auf, auch das Gewehr mit nach Hause zu nehmen, das der Vater wie so oft im Wagen liegen gelassen hatte. Ana versprach es. Als Ramona anschließend Maya beäugte, wagte diese es nicht, den Blick zu erwidern, denn die alte Frau erinnerte das Mädchen zu sehr an eine Hexe.

»Ich hab gehört, dass ihr die Spaten gesehen habt. Wenigstens das hätten euch diese verfluchten Mistkerle ja ersparen können. Aber früher oder später müsst ihr sowieso lernen, wie man mit Raubtieren umgeht. Mag sein, dass es nicht überall gleich ist, aber hier ist es so«, zischelte Ramona, schenkte ihnen jeweils eine Tafel Schokolade und hustete dann so ausgiebig, dass sie kaum mehr in der Lage war, an ihrer Zigarette zu ziehen. Aber wie gesagt, nur kaum.

Kurz darauf brach unmittelbar neben der Theke eine wilde Schlägerei zwischen zwei Männern und sechzehn Glas Bier aus. Ramona fluchte und fuchtelte wild mit einem Besen zwischen ihnen herum, woraufhin Maya ihre Freundin völlig verängstigt mit sich zur Tür zog. Ana hingegen ließ die Gewalt völlig kalt, sie ärgerte sich eigentlich nur darüber, dass ihr auf dem Weg hinaus ein Stück Schokolade aus der Hand gefallen war. Die Mädchen hatten recht unterschiedliche Elternhäuser und waren zu Hause mit stark voneinander abweichenden Reaktionen konfrontiert. Maya lernte es langsamer, aber sie lernte es.

Abschießen. Verscharren.

Ramona lag damals falsch, denkt Maya jetzt. Es waren nicht die Raubtiere, derer sich die Leute in Björnstadt entledigten, sondern vielmehr die Probleme. Nachdem Maya vor einigen Jahren fluchtartig Kevins Zimmer verlassen hatte, war es nicht das Raubtier, das alle jagen wollten, sondern sie. Es wäre nämlich verflucht noch mal für alle um einiges einfacher gewesen, wenn Maya anstelle von Kevin verschwunden wäre. Sie war nämlich das Problem.

Schweigen.

Sie wird langsamer. Im Park ist es jetzt so still, dass sie das Knirschen jedes einzelnen Kieselsteins unter den Schuhsohlen hört. Sie blickt sich über die Schulter um. Nein, es ist keine Einbildung, dieser Mann verfolgt sie. Scheiße! Mit einem Mal kommt sie sich so dämlich vor, dass sie für einen Moment nicht einmal Angst verspürt. Wie konnte sie sich nur so in Erinnerungen verlieren, dass sie die Gefahr völlig übersah? Jetzt reiße dich zusammen, Maya! Denk nach!, schimpft sie innerlich. Eine der Laternen im Park ist defekt. Bislang hat sie sich immer von einem Lichtkegel zum nächsten bewegt, doch jetzt wird sie auf einmal gänzlich von Schatten verschluckt. Was zum Teufel ist nur in mich gefahren? Warum musste ich ausgerechnet den Weg durch den Park nehmen? Wenn es eine besser hätte wissen müssen, dann ich!, zischt sie in Gedanken. So sehr hat sie sich verändert, so gut ist sie bereits darin geworden, wieder naiv zu sein. Im Augenwinkel sieht sie den Mann ein Stück hinter sich, jetzt noch etwas näher als vorher, in einer schwarzen Jacke mit hochgezogener Kapuze.

Sie denkt an ihre Mutter und wünscht, sie wäre zu Hause.

## Kapitel 9

### Mütter

Zuhause.

Für das, was dieses Wort bezeichnet, müsste es eigentlich zwei verschiedene Begriffe geben, einen für den Ort und einen für die Menschen, denn wenn genügend Jahre verstrichen sind, ähnelt die Beziehung eines jeden von uns zu seiner Heimatstadt zunehmend einer Ehe. Beide werden von Geschichten zusammengehalten über alles, was uns verbindet, die kleinen Begebenheiten, von denen keiner außer uns weiß, interne Witze, die nur wir lustig finden, und dieses besondere Lachen, das du nur für mich lachst. Das Verliebtsein in einen Ort und das Verliebtsein in einen Menschen sind miteinander verwandte Abenteuer. Während wir anfänglich kichernd um die Häuser ziehen oder jeden Zentimeter der Haut des anderen erforschen, lernen wir mit den Jahren jeden Pflasterstein und jedes Härchen und nicht zuletzt auch jedes Schnarchgeräusch kennen, bis die Zeit unsere Leidenschaft in beständige Liebe verwandelt, sodass schließlich die Augen, neben denen wir erwachen, und der Horizont vor dem Fenster zu ein und demselben Begriff werden: Zuhause.

Es müsste also zwei Begriffe dafür geben, einen für das, was dich durch deine dunkelsten Stunden trägt, sowie einen weiteren für das, was dir Halt gibt. Denn manchmal harren

wir nur in Städten oder Ehen aus, weil wir sonst geschichtslos wären. Wir haben zu vieles miteinander gemeinsam. Und wir glauben, dass niemand anderes uns verstehen würde.

\*\*\*

Mira Andersson ist allein in ihrem Büro in Hed, als der Orkan ernsthaft Fahrt aufnimmt. Ihre Angestellten hat sie bereits nach Hause geschickt, als im Radio über die ersten umgestürzten Bäume berichtet worden ist. Selbst Miras beste Freundin und Kollegin, mit der sie die Kanzlei gemeinsam betreibt, hat schließlich das Gebäude verlassen. Erst hatte sie sich wie erwartet geweigert und behauptet: »Die Memmen im Radio machen sich doch schon beim leisesten Lüftchen in die Hose«, aber als Mira sie darauf hinwies, dass die Leute vor einem Orkan immer jede Menge Lebensmittel bunkerten und im schlimmsten Fall der Wein im Supermarkt ausgehen könnte, verfiel die Kollegin in Panik und stürzte los.

Miras Ehemann Peter wollte natürlich ebenfalls bleiben, doch Mira bestand darauf, dass er zu ihrem gemeinsamen Haus in Björnstadt fuhr, damit Leo nicht alleine sein müsste. Wozu auch immer das gut sein sollte, denn der Teenager wird wie gewöhnlich vor seinem Computer hocken, die Kopfhörer über die Ohren gezogen. Solange es keinen Stromausfall gab, hätte der Sturm für ihn ebenso gut eine Invasion von Außerirdischen sein können, ohne dass er irgendetwas davon mitkriegen würde. Sie wohnen zwar im selben Haus, aber die Eltern bekommen Leo nur selten zu sehen. Er ist jetzt vierzehn Jahre alt und somit kein Kind mehr, sondern eher ein Mitbewohner.

Peter gab auf, noch bevor es zu einer Diskussion kam, und fuhr los. Mira kann nicht sagen, ob sich in seinem Blick

Enttäuschung widerspiegelte oder ob es eher Erleichterung war. Vor zwei Jahren hat er seinen Job als Sportdirektor bei Björnstadt Eishockey aufgegeben, um stattdessen in Miras Kanzlei zu arbeiten. Er zog einen Schlußstrich unter ein Leben, das sich ausschließlich um den Sport gedreht hatte, und jetzt ist er ihr Ehemann, wenn sie zu Hause sind, aber ihr Angestellter, wenn sie hier im Büro sind. Manchmal jedoch vergessen beide den Unterschied. Sie fragt ihn zuweilen, ob er okay ist, und er nickt lächelnd. Aber sie sieht, dass er unglücklich ist. Dann wird sie wütend auf sich selbst, weil sie so wütend über seine Reaktion ist.

Heute hat sie ihm versprochen, nur noch ein paar Dinge zu erledigen, bevor sie ebenfalls nach Hause käme, doch seit die Tür hinter ihm ins Schloss gefallen ist, hat sie noch nicht einmal ihren Laptop aufgeklappt. Draußen vor dem Fenster reißt die Natur sich selbst in Stücke, während Mira auf der anderen Seite der Scheibe sitzt und die Fingerspitzen über ein gerahmtes Foto ihrer Kinder gleiten lässt.

Ihr Psychologe hatte sie kürzlich darauf hingewiesen, dass sie oft davon spreche, welch miserable Mutter sie doch sei. Nicht nur, dass sie sich miserabel fühle, sondern es tatsächlich sei. Sie bestätigte dies, schließlich hätte sie einen ganz normalen Job haben können, aber stattdessen entschied sie sich für eine Karriere. Einen Job hat man mit Rücksichtnahme auf die Familie, eine Karriere hingegen um seiner selbst willen. Und sie hat den egoistischen Weg gewählt. Sie hätte natürlich für ihre Familie da sein können, aber das reichte ihr nicht aus.

»Wir haben uns ja schon einmal über Ihr ausgeprägtes Kontrollbedürfnis unterhalten ...«

»Das ist nicht ausgeprägt!«

Sie sucht diesen Psychologen schon seit ein paar Monaten auf, hat jedoch niemandem davon erzählt, da es nichts Ernstes ist. Sie leidet nur gelegentlich wieder unter Panikattacken. Sie bezahlt den Psychologen in bar, damit Peter keine Rechnungen in der Post findet und auf die Idee kommt, dass sie Probleme haben könnte. Denn sie hat keine Probleme.

»Wie dem auch sei. Ihre beiden Kinder sind ja inzwischen groß. Leo ist ... vierzehn, nicht wahr? Und Maya achtzehn, richtig? Sie ist sogar schon von zu Hause ausgezogen, oder?«, vergewisserte sich der Psychologe.

»Sie ist nicht von zu Hause ausgezogen! Sie studiert an der Musikhochschule und wohnt deshalb in einem Studentenwohnheim, das ist nicht dasselbe!«, fauchte Mira und war kurz davor, in Tränen auszubrechen und ihn wutschnaubend darauf hinzuweisen, dass sie nicht nur zwei, sondern drei Kinder hat: Isak, Maya, Leo. Eines im Himmel und zwei, die kaum an ihr Handy gehen, wenn sie sie anruft. Doch stattdessen murmelte sie: »Können wir uns denn nicht einfach auf das konzentrieren, weswegen ich hier bin?«

»Auf Ihre Panikattacken? Ich würde meinen, die hängen damit zusammen, dass Sie eine ...«

»... eine Mutter sind? Oder was? Soll ich etwa aufhören, das zu sein, nur weil ich eine Kanzlei führen will?«

Der Psychologe lächelte.

»Glauben Sie, dass Ihre Kinder Sie als überbehütend bezeichnen würden?«

Mira verstummte trotzig. Am liebsten hätte sie ihn angeschrien und gefragt: »Wissen Sie eigentlich, was das Schlimmste daran ist, eine überbehütende Mutter zu sein? Wissen Sie das? Manchmal hat man nämlich RECHT!« Doch sie blieb stumm, denn sie hat dem Psychologen noch nichts

von Isaks Schicksal erzählt und auch nicht davon, was Maya zugestoßen ist. Sie will auch jetzt nicht darüber reden, sie will nur endlich diese Panikattacken loswerden, mithilfe irgendwelcher Tabletten oder was auch immer dafür nötig sein mochte. Sogar beim Psychologen will sie Leistung zeigen, effizient und produktiv sein.

Er hat jedoch recht. Auf allen Fotos, die auf ihrem Schreibtisch im Büro stehen, sind die Kinder noch klein, was ihr wiederum dabei hilft zu verdrängen, wie groß sie inzwischen geworden sind. Leo ist ein Teenager, und Maya ist eigentlich noch nicht einmal mehr das. Bereits vor zwei Jahren ist sie von zu Hause weg- und in die Großstadt gezogen, um an ihrer geliebten Musikhochschule zu studieren. Zwei ganze Jahre! Für Mira ist die Tatsache, dass ihre Tochter schon so lange nicht mehr zu Hause wohnt, fast ebenso unbegreiflich wie jene, dass ihr das Wort Großstadt so selbstverständlich über die Lippen kommt. Als Peter und sie damals mit den Kindern herzogen, schnaubte sie immer nur verächtlich darüber, wie provinziell dieses Wort aus dem Mund der Leute hier klang. Doch mittlerweile ist sie selbst eine von ihnen. Eine Waldbewohnerin. Eine, die sich darüber mokiert, dass selbst die Elche im Süden faul seien, und die nicht unbedingt nur scherzhaft sagt: »An der Großstadt ist ja eigentlich nichts auszusetzen, nur dass sie so wahnsinnig abgelegen ist.«

»Alle Teenager halten ihre Mütter für überbehütend. Selbst wenn ich im Gefängnis säße, wären sie davon überzeugt, mich zu häufig zu sehen«, antwortete sie dem Psychologen schließlich missmutig.

Er faltete bewusst die Hände im Schoß, da er inzwischen gelernt hatte, dass Mira jedes Mal sofort wissen wollte, was genau er aufschrieb, wenn er sich Notizen machte. Nein,

diese Frau war kein Kontrollfreak oder dergleichen, keineswegs.

»Sie klingen ein bisschen wie meine eigene Mutter«, sagte er sanft.

Miras Wimpern begannen zu zucken.

»Ja, weil ihr es nicht kapiert. Wir sind eure Mütter. Wir haben euch zuerst geliebt. Mag sein, dass alle anderen euch jetzt lieben, aber wir haben euch zuerst geliebt.«

»Und verhilft Ihnen dieses Gefühl nicht dazu, eine gute Mutter zu sein?«

»Nein, es verhilft mir nur dazu, eine Mutter zu sein.«

Der Psychologe musste kichern.

»Tja, da haben Sie wohl recht, natürlich. Ich bin jetzt schon fast sechzig Jahre alt, und meine Mutter hat noch immer die Sorge, dass ich nicht genügend esse.«

Mira hob das Kinn und senkte die Stimme.

»Wir sind nun mal eure Mütter. Ihr könnt uns nicht davon abbringen.«

Der Psychologe wünschte sehnlichst, dass er sich ihre Worte hätte notieren können.

»Und Ihr Ehemann? Peter? Sie haben über Jahre hinweg ziemlich viel für seine Karriere aufgegeben, und jetzt hat er kürzlich seine Karriere für Sie aufgegeben. Haben Sie noch immer ein schlechtes Gewissen deswegen?«

Sie holte geräuschvoll Luft.

»Ich kapiere ehrlich gesagt nicht, warum wir jetzt darüber sprechen müssen. Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass ich ... ja ... ja, ich habe ein schlechtes Gewissen! Denn ich weiß einfach nicht, wie ich ihn glücklich machen soll. Das ist das Einzige, was ich in all den Jahren, als er mit dem Eishockey beschäftigt war, nie tun musste. Ich habe die gesamte

Hausarbeit erledigt und mein ganzes Leben nach seiner Karriere ausgerichtet, aber ich habe ihn nie glücklich machen müssen. Das hat das Eishockey getan. Und jetzt weiß ich noch nicht mal, ob ich es überhaupt kann.«

Der Psychologe fragte in typischer Psychologenmanier:

»Ist es denn wirklich Ihre Pflicht, ihn glücklich zu machen?«

Miras Stimme hätte durchaus ins Stocken geraten können, ihre Antwort kam jedoch prompt: »Er ist schließlich mein Ehemann. Er kann mich nicht davon abhalten.«

Sie meinte es zu dem Zeitpunkt ernst, und sie meint es noch immer ernst. Dennoch sitzt sie jetzt allein in ihrem Büro. Noch besteht die Möglichkeit, nach Hause zu fahren, aber sie tut es nicht. Stattdessen schaut sie einfach nur aus dem Fenster und sieht den Orkan herannahen. Sie hat keine Angst, obwohl das durchaus angebracht wäre.

\*\*\*

Alles, was man über Ana wissen muss, erfährt man, wenn man sie dabei beobachtet, wie sie in dieser Nacht den Pickup steuert. Sie fährt, als wäre es ihre Schuld, wenn jemand zu Schaden käme oder am Ende nicht alle glücklich wären, und nicht zuletzt auch, wenn irgendetwas schieflaufen würde. Was auch immer es sein mag. Die Hebamme sieht es, und es kommt ihr irgendwie bekannt vor. Deshalb beugt sie sich nach vorne, um dem Mädchen eine Hand auf die Schulter zu legen und über die Haare zu streichen. Ana bemerkt es nicht einmal, sie starrt mit zusammengekniffenen Augen durch die Windschutzscheibe, die blutleeren Finger ums Lenkrad ge-

schlossen, während ihre Füße über die Pedale tanzen und der Wagen durch die Dunkelheit rauscht. Im Nachhinein werden ihre Mitfahrer kaum erklären können, wie sie es überhaupt aus dem Wald heraus geschafft haben, doch irgendwann erreicht der Wagen unvermittelt eine Teerstraße, und kurz darauf erblicken sie auch schon die Lichter der Notaufnahme.

Ana hält direkt davor an, und dann geht alles unglaublich schnell: Von allen Seiten scheint Krankenhauspersonal herbeizueilen, um die junge Mutter in Empfang zu nehmen. Sämtliche Wagentüren werden gleichzeitig aufgerissen, draußen heult ein ohrenbetäubender Wind, und die Krankenschwestern fallen sich gegenseitig ins Wort, während Ana mitten im Chaos hockend den Eindruck bekommt, absolut im Weg zu sein, sodass sie sich nicht zu rühren traut. Kurz darauf werden die Wagentüren wieder zugeschlagen, und Hannah verschwindet samt Vater, Mutter und Kind im Gefolge des Personals. Auf einmal herrscht Stille. Unerträgliche Stille.

Ana greift nach ihrem Handy und ruft bei Maya an. Sie hat das Bedürfnis, irgendwem von ihrer Odyssee zu erzählen, ohne so recht zu wissen, wo sie anfangen soll. Doch die Frage erübrigt sich, denn Maya geht nicht ran. Ana lässt ihr Handy ins Seitenfach der Wagentür gleiten und die Stirn aufs Lenkrad hinuntersinken.

Es dauert eine Stunde, bis Mutter und Kind einigermaßen stabil sind und Hannah schließlich siedend heiß einfällt, dass Ana noch immer draußen vor der Notaufnahme im Auto sitzt. Als sie hinauskommt, ruht Anas Kopf nach wie vor auf dem Lenkrad, und als sie ihn hebt, sind ihre Augen noch immer weit aufgerissen. Die Hebamme setzt sich auf den Beifahrersitz und muss die Tür mit aller Kraft zuziehen,

damit der Wind die Scharniere nicht zerbricht und die Tür wie einen unnötigen Handschuh wegschleudert. Der Pick-up schwankt im Sturm, dann setzt Regen ein. Sie sitzen eine ganze Weile schweigend nebeneinander, während die Tropfen aufs Wagendach hinunterprasseln, bis Hannah sagt: »Das hast du super gemacht, Ana.«

Ana blinzelt heftig.

»Ist mit dem Kind alles in Ordnung?«

»Ja, alles wird gut werden. Dank deines Einsatzes. Aber ist mit dir auch alles in Ordnung?«

»Ja, ja, ja. Es war ... als Sie vorhin im Auto das Kind auf die Welt geholt haben und als der Junge seinen ersten Schrei tat ... Ich weiß nicht, wie ich dieses Gefühl beschreiben soll ... Es war so, wie wenn man high ist! Kapiieren Sie, was ich meine? Also nicht, dass ich Drogen nehmen würde! Aber Sie wissen schon! Oder ... tun Sie das?«

»Ich glaube schon.«

»Ist es jedes Mal so?«

»Nein, nicht jedes Mal.«

»Weil man sich dran gewöhnt?«

Die winzigen Einkerbungen in der Haut, die sich um die Lippen der Hebamme herum bilden, als sie antwortet, sind eher Anzeichen der Erleichterung als Lachfältchen: »Weil es nicht immer gut ausgeht. Man muss die glücklich endenden Geburten genießen, jedes Mal, wenn man die Gelegenheit dazu bekommt.«

Das nachfolgende Schweigen lässt beide etwas tiefer in ihre Sitze rutschen.

»Ich muss nach Hause zu meinem Vater«, flüstert Ana.

»Ist denn deine Mutter nicht zu Hause?«

»Meine Mutter wohnt nicht bei uns.«

Das Mädchen sagt es so selbstverständlich, dass die Hebamme nicht weiter nachfragt.

Es gibt keine Mutter. Es gibt zwar eine Frau, die Ana einmal das Leben geschenkt hat, doch sie wohnt jetzt irgendwo anders und führt ein neues Leben, aber für Ana gibt es keine Mutter mehr. Als die Hebamme dem Mädchen behutsam die Finger auf die Wange legt, lässt der Schock nach, und die Tränen rinnen über ihre Hand.

»Versprechen Sie mir, dass der Junge überlebt?«

»Ich verspreche es, Ana.«

»Es tut mir so leid, dass ich diesem verfluchten Maler 'nen Kinnhaken verpasst hab. Und es tut mir leid, dass ich so gerast bin. Und es tut ...«

Die Hebamme beschwichtigt sie sanft.

»Du hast heute Nacht das Leben eines Kindes gerettet, Ana. Du bist zwar 'ne verrückte Nudel, das lässt sich nicht leugnen, und wenn nicht gerade ein Orkan aufgezogen wäre, hätte ich dich nicht mal meine Nähmaschine bedienen lassen, nur dass das klar ist. Aber du bist unglaublich mutig. Du bist eine von denen, die geradewegs ins Feuer springen würden, wenn's drauf ankäme. Glaub mir, damit kenne ich mich aus.«

Ana bemüht sich zu nicken, als glaube sie ihr. Als sie wieder nach Hause kommt, schläft ihr Vater nach wie vor in seinem Sessel, die leere Flasche noch immer vor sich auf dem Fußboden. Er hat nicht einmal gemerkt, dass die Welt draußen vor den Fenstern untergeht. Ana spült das restliche Geschirr und kontrolliert dann die Batterien in den Taschenlampen, bevor sie sich mit einer Decke auf den Fußboden vor dem Kamin legt, die Hunde dicht um sich geschart. Sie hat ihr Handy im Pick-up vergessen, wo es nun ununterbrochen klingelt.

Auch am nächsten Tag erzählt Ana niemandem von all

dem, was sie in der vergangenen Nacht erlebt hat, nicht einmal Maya.

\*\*\*

Im Krankenhaus liegt eine Frau in einem Bett. Niemand hat ihr gesagt, wie es wirklich sein würde, Mutter zu werden. Zum Glück. Jetzt wird sie bis in alle Ewigkeit Angst um ihr Kind haben. »Vidar ist ein schöner Name«, flüstert sie.

»Er ist fantastisch«, schluchzt der Vater.

Und er ist angemessen. Ein Name für einen Jungen, der tief im Wald zwischen zwei Kleinstädten geboren wurde, die einander hassen, noch dazu in einer ungestümen Nacht während des schlimmsten Orkans, an den wir uns erinnern können. Ein Kind des Windes, gerettet von der Tochter eines Jägers. Wenn dieser Junge irgendwann einmal Eishockey spielen sollte, wird ein Märchen wahr werden, und zwar eines unserer schönsten.

Und genau solche Märchen werden wir nötig haben. Es sind diese Märchen, die uns helfen, Beerdigungen zu ertragen.

\*\*\*

Hannah kehrt ins Krankenhaus zurück, zieht sich in der Umkleide um und lehnt ihre Stirn gegen die Tür. Auf diese Weise gönnt sie sich selbst einen kleinen Zusammenbruch, nur einen kleinen, nur für einen Augenblick. Sie lässt alle hellsten und alle dunkelsten Momente Revue passieren, ohne dagegen anzukämpfen. Dann schließt sie jegliche Luken und Klappen in ihrem Inneren wieder, um nicht alle Gefühle nach Hause mitzunehmen, und öffnet die Augen. Kein Mensch ist in der Lage,

zu jeder Zeit sämtliche Empfindungen zuzulassen. Sie ist zwar nur wenige Kilometer von zu Hause entfernt, doch als sie zum Parkplatz geht, fällt ihr auf einmal ein, dass der Minibus noch im Vorgarten von Ana und ihrem Vater in Björnstadt steht. Sich mitten im Orkan zu Fuß nach Hause durchzukämpfen, wäre viel zu gefährlich, insbesondere jetzt, da sie völlig erschöpft ist. Stattdessen ruft sie ihren Mann an, bringt jedoch kaum ein Wort heraus: »Es ist alles gut gegangen, Liebling, aber ich hab kein Auto, deshalb bleib ich hier und warte, bis der Orkan ...« Johnny hat bereits aufgelegt. Er trägt alle vier schlafenden Kinder zu den Nachbarn hinüber und leiht sich deren Auto, um damit zum Krankenhaus zu fahren und seine Frau nach Hause zu holen. Nicht einmal eine Naturkatastrophe kann ihren Idioten von Mann davon abhalten.

\*\*\*

Mira sitzt allein in ihrem Büro am Schreibtisch und erblickt in der Fensterscheibe nur sich selbst. Auf der anderen Seite ist es pechschwarz, der Himmel hat die Erde verschluckt. Sie erwägt nahezu hundertmal, ihre Tochter anzurufen, doch es ist bereits spät, und sie ist bestimmt gemeinsam mit ihren Kommilitonen auf irgendeiner Party. Außerdem will Mira sie nicht beunruhigen. Am wenigsten jedoch möchte sie, dass Maya hören könnte, wie groß ihre Angst ist. Und wie verloren sie sich vorkommt.

Der Orkan wird verheerender als in den Nachrichten angekündigt, weitaus verheerender. Mira fährt dennoch nicht nach Hause, obwohl sie es eigentlich tun sollte.

Sowohl Städte als auch Ehen bergen ihre jeweiligen Geschichten. Und wo eine anfängt, hört eine andere auf.

## Kapitel 10

### Zugvögel

Maya hat zu Hause in Björnstadt oft zu hören bekommen: »Erst in der Krise erfährst du, wer du wirklich bist.« In Eishockeystädten liebt man Sprüche wie diese geradezu. Ebenso häufig hört man auch den: »Mit dem Rücken zur Wand spürt man, wozu man fähig ist«, allerdings ohne dass je irgendwer seine Bedeutung hinterfragt hätte. Die allermeisten Menschen spüren schließlich nie, wozu sie fähig sind. Die meisten wissen gar nicht, ob sie eher ein Fluchttier oder ein Raubtier sind, haben nicht einmal darüber nachgedacht. Maya beneidet sie. Wie sehr sie sie beneidet.

Sie geht jetzt etwas schneller durch den Park, rennt jedoch nicht los, da sie weiß, dass der Mann hinter ihr sie dann in wenigen Sekunden einholen wird. Stattdessen versucht sie, Zeit zu gewinnen und erst loszurennen, wenn sie so nah wie möglich am Ausgang ist, damit er sie unterschätzt.

Idiotin.

Maya hat jedes Frühjahr die Zugvögel beobachtet, wenn sie über den Wald zwischen Hed und Björnstadt geflogen kamen, und sich gefragt, warum sie dies tun. »Ich kapiere ja, dass sie wegfliegen, aber nicht, warum sie wiederkommen«, sagte sie einmal zu Ana, und Ana entgegnete nur achsel-

zuckend: »Sie sind die gesamte Eishockeysaison lang weg. Ziemlich clever, oder?« Sie tat alles, was schmerzte, mit einem Scherz ab, doch als Maya wegzog, um an der Musikhochschule zu studieren, flüsterte sie: »Jetzt machst du es genauso wie die Vögel. Du fliegst weg.« Maya wünschte, es wäre so leicht.

In der ersten Nacht am jeweiligen Ende des Landes telefonierten sie miteinander, bis die Sonne aufging. Während Maya ihren neuen Kommilitonen glaubhaft vorzutäuschen versuchte, völlig normal zu sein, brach am Telefon alles aus ihr heraus. Sie gestand Ana leise, dass sie befürchtete, eine Psychopathin zu sein, weil sie es nicht einmal mehr bereute, Kevin den Gewehrlauf an die Stirn gehalten zu haben. Ana stöhnte am anderen Ende auf: »Mein Gott, du warst doch schon LANGE vorher 'ne Psychopathin!« Maya lächelte. Sie beendeten ihre Telefonate immer mit einem Scherz, um den Dingen nicht zu sehr auf den Grund gehen zu müssen. Maya hasste sich selbst dafür, Kevin in sein Zimmer gefolgt zu sein. Ana hingegen hasste sich dafür, es nicht getan zu haben. Maya hatte ihn auf der Joggingstrecke verschont, Ana hätte das nie und nimmer getan. »Alle Tiere kämpfen zuerst ums Überleben. Sie jagen, weil es in ihrer Natur liegt, und wenn nötig töten sie auch«, erklärte Ana, und Maya dachte nach, bevor sie entgegnete: »Aber Tiere rächen sich nicht, das tun nur wir Menschen. Wir warten die ganze Nacht irgendwo im Dunkeln, nur um uns für irgendwas zu rächen. So sind nur wir.« Ana schnaubte und erzählte ihrer Freundin von einem der Jagdhunde ihres Vaters, dem Anas Mutter einmal auf die Nase geschlagen hatte, als Ana klein war, und der ein paar Wochen später in den Garten hinausschlich und die gesamte Kochwäsche von der Leine riss, die ihre Mutter

gerade aufgehängt hatte. »Der hat sich hundertpro gerächt«, meinte Ana grinsend.

Sie telefonierten weiterhin miteinander, allerdings immer seltener, und es ging auch immer seltener um Tiere. Maya setzte alles daran, zu vergessen. Und weil ihre neuen Kommilitonen nichts über ihre Vergangenheit wussten, beschloss sie einfach, eine andere zu werden und so zu tun, als wäre nichts geschehen. Es funktionierte auch fast.

Idiotin, Idiotin.

»Du erzählst nie irgendwas Persönliches. Wir kennen dich jetzt schon seit zwei Jahren, aber irgendwie wissen wir kaum etwas über dich!«, platzte es neulich aus einer Kommilitonin heraus, als sie gemeinsam in der Bibliothek lernten. Maya fühlte sich ertappt, als sie sah, dass ihr alle anderen am Tisch beipflichteten. Sie machten Maya keinerlei Vorwürfe, sondern waren nur neugierig, schließlich hatten sie keine Ahnung, welche Türen sie gerade versuchten einzurennen. Maya tat das Ganze mit einem Scherz ab, indem sie behauptete, eigentlich eine Auftragskillerin der Mafia zu sein, wobei sie in ihren breitesten Björnstadt-Dialekt verfiel, da sie wusste, dass sie damit die anderen immer zum Lachen bringen konnte. Was hätte sie auch anderes sagen sollen? Wo hätte sie anfangen sollen? Die Welt ihrer Kommilitonen war zu klein, um es nachvollziehen zu können. Sie waren noch Kinder, ließen sich auf Partys volllaufen, weil sie keinerlei Angst hatten, die Kontrolle zu verlieren, denn ihnen war noch nie irgendetwas zugestoßen. Sie hatten noch nie einen derartigen Selbsthass empfunden, dass sie sich das Leben nehmen wollten, nur weil sie mit fünfzehn auf eine

Party in einer Stadt gegangen waren, deren sämtliche Bewohner im Nachhinein wünschten, sie hätten nie existiert. Denn diejenigen, die nicht existieren, können auch nicht vergewaltigt werden. Sie hatten sich nie gefragt, was geschehen wäre, wenn sie darauf verzichtet hätten, zur Polizei zu gehen, gar nicht erst ausgesagt hätten, das Leben einfach so hätten weiterlaufen lassen, ohne für all diejenigen, die sie liebten, die ganze Welt auf den Kopf zu stellen. Sie hatten nie Alpträume von einem Gewehrlauf auf einer Stirn gehabt, um danach so erleichtert aufzuwachen wie Maya, die lieber davon träumt, was *sie* Kevin angetan hat, als davon, was er *ihr* angetan hat. Sie hatten sich auch nie gefragt, ob sie vielleicht einfach nur das hätten tun sollen, was Björnstadt sie gelehrt hatte: AVS – Abschießen. Verscharren. Schweigen.

Vor ein paar Monaten fragte ein Bekannter Maya auf einer Party, warum sie nie mehr als ein oder zwei Gläser Wein trank. Doch was sollte sie darauf antworten? Wegen Typen wie dir. Weil es euch überall gibt.

Dennoch gelang es ihr in dieser Stadt *fast*, zu einem anderen Menschen zu werden. Es gelang ihr *fast*, sich zu verändern. Und sie brachte es so weit, dass sie eines Abends, ohne nachzudenken, den Weg durch den dunklen Park nahm.

Idiotin, Idiotin, Idiotin.

Sie wird jetzt schneller, wenn auch nur geringfügig, und der Mann hinter ihr auf dem Kiesweg erhöht ebenfalls das Tempo. Oder täuscht sie sich? Bildet sie es sich nur ein? Also wird sie wieder langsamer, woraufhin er fast stehen bleibt. Als sie sich wieder in Bewegung setzt, hat sie keinen Zweifel mehr an seinen Absichten, doch da ist es bereits zu spät.

Ihre Finger gleiten suchend über den Inhalt ihrer Handtasche und schieben das Handy beiseite, wobei es herausrutscht und in den Kies fällt. Er nähert sich ihr ziemlich rasch. Sie kann bereits seine Atemzüge hören, und im nächsten Augenblick spürt sie sie auch schon an ihrer Wange.

In ihrem Inneren kocht Wut hoch, sie ist wütend auf alle und jeden, am meisten jedoch auf sich selbst. Denn sie hat das Messer bereits in der Hand. Sie hatte in der Handtasche danach gesucht, weil sie wusste, dass ihr nicht genügend Zeit bleiben würde, um einen Notruf abzusetzen, und sie sich stattdessen würde verteidigen müssen. Die Klinge ist schmal und auch nicht besonders lang. Ihr kommt der Gedanke, auf die Hände des Mannes zu zielen, denn er trägt keine Handschuhe, und mit einem Stich in die Hand fügt sie ihm schätzungsweise genügend Schmerzen zu, um beim Wegrennen einen Vorsprung herausholen zu können. Ihr fällt auf, wie klein seine Hände sind. Dann wird ihr unversehens bewusst, dass sie ihre Sneakers hätte fester schnüren sollen. So sehr hat sie sich schon verändert. Sie ist zu einer Frau geworden, die sich nicht mehr ordentlich die Schuhe zubindet, bevor sie das Haus verlässt. Als wäre die Welt nicht voller Männer.

Er bewegt sich. Sie holt mit der Hand aus.

Sie hört sich selbst aufschreien, nicht vor Angst, sondern vor Wut. Zwei Jahre. Hier ist es ihr fast gelungen, ein anderer Mensch zu werden. Doch in Krisensituationen erfährt man die Wahrheit über sich selbst. Deshalb dringt unvermittelt alles wieder in ihr Bewusstsein: Kevins Atemzüge, sein fester Griff um ihr Handgelenk und das laute Pochen ihres Herzens. Aber sie erinnert sich auch an sein Wimmern, das Zit-

tern seiner Fingerspitzen beim Anblick des Gewehrs, den Geruch seines Urins, als er sich in Panik einnässte. Ist er nachts wohl noch immer auf der Joggingstrecke, so wie sie noch immer in seinem Zimmer ist, wo er sie vergewaltigt hat? Ist er je wieder aus dem Wald zurück nach Hause gekommen? Hat er noch immer Angst im Dunkeln? Sie hofft es.

Der Mann vor ihr im Park schreit auf, doch es klingt eher wie ein armseliges Jammern. Hat sie zugestochen? Großer Gott, wie sehr sie es hofft.

Das Messer hatte Ramona ihr am letzten Tag vor ihrem Umzug aus Björnstadt geschenkt. »Nimm es und trag es in der Handtasche immer bei dir. Unten in der Großstadt sind die Leute doch so verflucht pingelig, da lassen die einen ja nicht mal mit 'ner Flinte aus dem Haus gehen. Aber sag es verdammt noch mal keinem, auch nicht ...«, begann sie, und Maya missverstand ihre Worte und versprach sogleich: »Keine Sorge, ich werde meinem Vater schon nichts davon sagen!« Woraufhin Ramona so laut schnaubte, dass die Kerzen am anderen Ende der Theke erloschen: »Um deinen VATER mach ich mir weiß Gott keine Sorgen. Aber bei ... deiner Mutter ist es was anderes. Wenn sie erfährt, dass ich dir ein Messer gegeben habe, rammt sie es mir hundertpro in den Arsch, darauf kannst du Gift nehmen.«

Ramona war nicht besonders gut darin, andere zu umarmen, deshalb machte Maya den Anfang, aber eine Umarmung wurde es schließlich trotzdem. Maya hatte seitdem schon tausendmal vorgehabt, sich des Messers zu entledigen, doch am Ende blieb es in ihrer Handtasche liegen. »Wahrscheinlich haben dich schon alle gefragt, wozu es letztlich gut

sein soll, von hier wegzuziehen«, meinte Ramona schlussendlich, »deshalb sag ich dir nur eins: Du musst dir verflucht noch mal im Klaren darüber sein, dass nur selbstgefällige Bastarde aus Björnstadt wegziehen, die glauben, was Besseres zu sein. Aber ist schon gut, ich will ja, dass du glaubst, was Besseres zu sein, mein kleines Mädchen.«

»Warten Sie. WARTEN SIE!«

Maya kapiert anfänglich nicht einmal, dass es der Mann ist, der schreit, denn seine Stimme klingt viel zu jung und piepsig. Er ist erschrocken zurückgewichen, und Maya kann ihre Bewegung in letzter Sekunde stoppen. Er reckt abwehrend eine Hand in die Luft und hält ihr mit der anderen das Handy hin, wobei diese so zittert, dass es erneut auf den Kiesboden zu fallen droht. Maya überkommt Scham, als sie realisiert, dass es sich gar nicht um einen Mann handelt, sondern um ein Mädchen, schätzungsweise dreizehn Jahre alt, also ein unschuldiges junges Ding. Das Mädchen starrt auf das Messer in Mayas Hand, und über seine Wangen laufen Tränen.

»Entschuldigung! Entschuldigung!!!«

»Was zum TEUFEL?«, ruft Maya aus und lässt panikartig das Messer zurück in die Handtasche gleiten. Jetzt zittert sie ebenfalls unkontrolliert, während das Mädchen verängstigt stammelt: »Darf ich ... darf ich mit Ihnen gehen? Die haben mir das Handy geklaut, aber ich hab mich geweigert, ihnen das Passwort zu geben, deshalb haben sie mich verfolgt, und dann hab ich Sie gesehen und gedacht ...«

Erst in diesem Moment erblickt Maya die drei anderen Mädchen im selben Alter unter einer der Laternen etwas weiter hinten im Park. Mayas Herz rast, sodass ihr die Ohren

rauschen, und sie muss daran denken, was ihre Mutter einmal gesagt hat, nachdem sie gerade aus der Millionenstadt Toronto ins kleine Björnstadt gezogen waren: »Wenn man hier in Björnstadt nachts rausgeht, muss man zum Glück nur Angst vor wilden Tieren haben, Maya, aber in einer Großstadt hat man Angst vor allem.« Sie lag falsch, und das wusste sie vermutlich auch damals bereits. Es war eine Lüge, sowohl aus Selbstschutz als auch zum Schutz der Tochter. Wilde Tiere gibt es nämlich überall, nur eben verschiedenartige.

»Hier ... Ihr Handy ...«, flüstert das Mädchen vor ihr.

Maya erblickt die roten Striemen an ihren Handgelenken und weiß sofort, woher sie stammen: Sie hat sich losgerissen, um ihr Leben gekämpft. Maya nimmt das Handy entgegen. Die Mädchen weiter hinten sehen offenbar, wie das Display ihr Gesicht erleuchtet, und gehen höchstwahrscheinlich davon aus, dass Maya die Polizei ruft, denn sie machen genauso schnell wieder kehrt, wie sie aufgetaucht sind, und verschwinden im Dunkeln.

»Komm. Beeil dich«, flüstert Maya und zieht das Mädchen mit sich in die andere Richtung. Sie rennen los.

Das Mädchen hält sich dicht an ihrer Seite, bis sie den Ausgang des Parks erreicht haben.

»Wo ... wo kriegt man eigentlich ein solches Messer?«, fragt sie, als sie sich schließlich wieder traut zu reden.

Maya stützt keuchend die Hände auf die Oberschenkel und wünschte, dass Ana jetzt hier wäre und sich über ihre miserable Kondition lustig machen würde. Sie weicht dem Blick des Mädchens aus und murmelt: »Eine Hexe im Wald hat es mir geschenkt.«

»Hä?«

»Ach, egal. Aber du darfst dir kein Messer besorgen.«

